

Sunrise

Deutsche Ausgabe

Zwei Welten: Verstand
der Menschen und Herzensder

16. Jahrgang, Heft 1, 1974



- Ein neues Jahr
engl. Januarheft 1970
- Das Erwachen
engl. Oktoberheft 1972
- Gedanken über eine Parabel
engl. Novemberheft 1972
- Wenn die Tore der Wahrnehmung....
engl. Aprilheft 1973
- Deine kleine Welt
engl. Märzheft 1972
- Wenn ich jemanden treffe....
engl. Novemberheft 1973
- Eine ununterbrochene Kette mündlicher Überlieferung
engl. Novemberheft 1971
- Zuallererst muß der Mensch lernen,....
engl. Maiheft 1973
- Über die Bestimmung der Seele 1. Teil
engl. Novemberheft 1971
- Mehr Dinge zwischen Himmel und Erde
engl. Märzheft 1972
- Die esoterische Bedeutung der Osterzeit
engl. Aprilheft 1973
- Nun laß dich dieses eine.....
engl. Oktoberheft 1972

Titelblattfoto: Cathedral Gorge, Nevada, von Gene Ahrens.

Der Inhalt dieser Ausgabe besteht aus Übersetzungen aus dem englischen *Sunrise*, der monatlich von der Theosophical University Press, Altadena/Calif., unter der Redaktion von Grace F. Knoche herausgegeben wird. Der Jahresbezugspreis (Okt.-Sept. jeden Jahres) für den englischen *Sunrise* beträgt US \$ 4.--. Bestellungen dafür direkt an *SUNRISE, P.O. BIN C, Pasadena, California 91 109-U.S.A.* - *Sunrise* erscheint seit 1951. *Sunrise* ist weder sektiererisch noch politisch und wird von einem freiwilligen unbezahlten Mitarbeiterstab verfaßt und zusammengestellt, der damit keinerlei geschäftliche Gewinne erstrebt.

Die Zeitschrift beabsichtigt, die fundamentalen Prinzipien zu finden und zu vermitteln, die den alten und modernen Erfahrungen und Gedankengängen zugrunde liegen, welche die Basis für den evolutionären Fortschritt des Menschen bilden, Grundsätze, die ihm auf praktische Art und Weise helfen, seine Verantwortung sich selbst und seinen Mitmenschen gegenüber erfüllen zu können.

Die deutsche Ausgabe erscheint zwanglos. Heftpreis DM 2.-- plus Porto. Bestellungen nach München 70, Postscheckkonto Nr. 72 55-807 der Deutschen Abt. der Theos. Ges. beim PSA München

Repräsentant für Deutschland: Frau Kläre Baer, 8 München 70, Ehrwalder Str. 21

Ein neues Jahr

ICH KONNTE einmal beobachten, wie sich eine Blume öffnete. Es war wie ein Geheimnis oder ein photographischer Trick, aber es war, als hätte man einen Blick in die Werkstatt der Natur getan. Die geschlossene Knospe, sie allein war schon etwas Wundervolles, und dann folgte das Gewahrwerden einer seltsam antreibenden Kraft, die nach geraumer Zeit das Herz der Blume sichtbar werden ließ – bei jedem sich entfaltenden Blütenblatt war ich Zeuge einer Offenbarung. Das alles allein hätte gewiß schon eine Erinnerung hinterlassen, die nicht so bald vergessen werden kann; aber da war noch etwas anderes, es war ein flüchtiger Eindruck, wodurch sich dieses Erlebnis mit der Geburt des Jahres verband.

Wie eine Blumenknospe sind auch die ersten Augenblicke, nachdem das alte Jahr dahingegangen ist! Schön, voller Hoffnung, verbunden mit geheimnisvollen ungeahnten Möglichkeiten, bewegt durch eine ebenso antreibende Kraft, die ihr innerstes Geheimnis enthüllt, Blütenblatt um Blütenblatt, Tag für Tag. Jedes Lebewesen ist ein Teil dieser mächtigen Kraft, wir Menschen jedoch sind mit ihr durch schöpferische und moralische Bande verhaftet. Das aufblühende Jahr wird von uns beobachtet und bestimmt. Wir haben Anteil an der Perfektion oder Mißgestaltung jedes Blütenblattes, wenn es sich entfaltet. Wir können um uns herum den feinen Wohlgeruch verbreiten oder ihn aus selbstischen Gründen anderen vorenthalten.

Möge die Blume – dieses neue Jahr – sich allen als freundliche Erfahrung entfalten.

– HAZEL MINOT



Das Erwachen

VOR EINIGEN Jahrhunderten lebte in der alten syrischen Stadt Hama ein Kaufmann mit Namen Hasan Ibn Said, der mit Seide handelte. Fortuna hatte ihn als einen ihrer Lieblinge auserwählt. Von seinem Vater hatte er ein blühendes Geschäft geerbt. Er heiratete eine schöne und tugendhafte Frau, die ihn sehr achtete, und die Ehe war mit zweimännlichen Erben gesegnet. Zahlreiche Diener waren ihm ergeben, denn er behandelte sie milde und gerecht. In all seinen Unternehmungen war er als redlich bekannt, und so genoß er in der ganzen Stadt einen ausgezeichneten Ruf.

Eines Tages aber, als Hasan im Begriff war, die Moschee zu betreten, um seinen religiösen Pflichten nachzukommen, wurde er plötzlich von einem Bettler aufgehalten, der sich vor ihn hinwarf. In der Nähe des Eingangs hielt sich immer eine Gruppe dieser Unglücklichen auf, und Hasan war an den Anblick ihres erbärmlichen Zustandes schon gewohnt. Doch wenn er seine Almosen verteilt hatte und damit die Erwartungen, die an ihn gestellt wurden, erfüllt waren, zollte er ihnen höchst selten noch weitere Beachtung. Diesmal jedoch blickte er auf einen Menschen herab, der so mißgestaltet war, daß man ohne weiteres annehmen konnte, er sei als Schreckgespenst eines Dämons heraufbeschworen worden. Der Körper war nicht größer als der eines kleinen Kindes. Die Glieder, Zerrbilder von Armen und Beinen, waren derart nach hinten gekrümmt, daß das unglückliche Geschöpf seinen Rücken nur vom Boden abheben konnte wenn es sich auf die Stummel stützte. In dieser horizontalen Haltung vermochte es sich mit ruckartigen Bewegungen vorwärts oder seitwärts zu bewegen. Seinen großen Kopf streckte es dabei die ganze Zeit nach oben.

Einige Sekunden stand Hasan wie angewurzelt. Es schien ihm, als stünde er dem verkörperten Leid gegenüber, und als er in die Augen des Bettlers blickte, war ihm, als sehe er das Leiden, das den Menschen verhärtet und verdirbt. Hasans sehnlichster Wunsch war, so schnell wie möglich wegzukommen. Verwirrt suchte er in den Falten seines Gewandes nach Geld und warf die erste Münze hinab, die ihm in die Finger kam. In der Hast hatte er nicht bemerkt, wie wenig es war, aber der Mensch zu seinen Füßen sah es und verfluchte ihn sogleich mit solcher Heftigkeit, daß Hasan das Gefühl hatte, ihn durchbohre ein unsichtbares Messer.

Ganz verwirrt trat Hasan in die Stille und in das gedämpfte Licht der Moschee ein. Heute verrichtete er nur ein Gebet, fand jedoch keine Ruhe in seiner Seele. Auch während er durch die engen, gewundenen Straßen der Stadt nach Hause ging, gewann er seine gewohnte Gemütsruhe nicht wieder. So sehr er sich auch bemühte, er konnte das Gefühl der Schuld nicht loswerden, das von ihm Besitz ergriffen hatte. Dieses Schuldgefühl zwang ihn, alle Leute, die ihm begegneten, aufmerksam zu betrachten. Noch nie zuvor war ihm, wie heute, aufgefallen, in welchen schlimmen Verhältnissen ein großer Teil der Bevölkerung lebte, den oft schlecht ernährten Gestalten in abgetragenen Kleidern nach zu schließen. Aber es gab noch andere Dinge zu sehen: das erschütternde Bild der Alten, die sich kaum auf den Beinen halten konnten; und die vielgestaltige Geißel der Krankheiten, die selbst die teilnahmslosen und blassen Säuglinge im Arm der Mutter nicht verschonte, deren kleine Gesichter mit Wunden bedeckt waren. Je mehr Menschen er begegnete, desto stärker hatte er das Gefühl, daß ihn alle anklagend anstarrten und wegen seines offensichtlichen Reichtums und Glückes beneideten.

Durch die unselige Begegnung kam es zu einem Wendepunkt im Leben des Seidenhändlers. Während er vorher glücklich und zufrieden war, überschattete ihn jetzt eine dunkle Wolke der Verzweiflung. Tagsüber bedrückte ihn der Gedanke an das viele Elend in der Welt und nachts klang der Fluch des Bettlers noch in seinen Ohren. Immer wenn er jemand in Not sah, war es ihm,

als beträfe es ihn selbst. Ein zwingendes Verlangen kam über ihn, zu versuchen, das Elend etwas zu mildern und den Bedrückten ihre Bürde abzunehmen. Schließlich konnte er seinen inneren Eingebungen nicht länger widerstehen, und er gab bekannt, daß in seinem Hofe Nahrung und etwas Geld für jedermann bereitstünden, der hungrig sei.

Bald drängten sich die Menschen in seinem Hofe wie auf dem Marktplatz. Anfangs waren sie noch argwöhnisch, denn sie sahen keinen ersichtlichen Grund, warum der reiche Kaufmann Nahrung und Geld verteilte. Aber immer mehr nahmen viele der Armen seine Mildtätigkeit in Anspruch. Dutzende von Bettlern verbrachten sogar ihre ganze Zeit dort und lobpreisten Allah, weil sie nicht mehr zu betteln brauchten. Es kamen natürlich auch solche, die sich selbst sehr gut hätten ernähren können, aber diesen bequemen Lebensweg harter Arbeit vorzogen. In Lumpen und Fetzen gekleidet, jammerten sie so mitleiderregend, daß es einen Stein hätte erweichen können. Waren sie jedoch außer Sichtweite, so lachten sie über diesen Narren, der sein Vermögen an sie verschwendete.

Nach einer Weile begannen aber Hasans Reichtümer zu schwinden. Seine Frau, die früher so fügsam und darauf bedacht war, Freude zu bereiten, hielt ihn allmählich für einen Verrückten. In ihrem Ärger schalt sie ihn wegen seines unerklärlichen Benehmens. Viele Leute in der Stadt bemitleideten sie, weil sie dulden mußte, daß alle diese widerlichen Schurken faktisch das ganze Haus in Besitz genommen hatten. Hasan merkte das wohl, und er wußte auch, daß nur wenige von denen, die er unterstützte, sein Opfer wirklich würdigten. Jedoch nichts konnte ihn von dem abbringen, was er als seine Pflicht ansah.

Eines Tages wurde dem allen ein jähes Ende gesetzt. Seine mit kostbarer Seide und mit Damast beladene Karawane war von einer Räuberbande überfallen und seine Leute bis auf den letzten Mann getötet worden. Das ereignete sich gerade dann, als auch die Schätze in seinen Truhen zu Ende gingen. Er war jetzt ein ruiniertes Mann. Als sich diese Neuigkeit verbreitete, schmolz das Heer seiner Gefolgsleute innerhalb einer einzigen

Stunde wie Wachs in der Sonne dahin und nur der Unrat, den sie zurückließen, zeugte von ihrer früheren Anwesenheit. Als ob sein finanzielles Unglück noch nicht genug wäre, erfaßte eine in der Stadt wütende Seuche sein gesamtes Haus. Er war der einzige, der am Leben blieb.

Überwältigt durch die Schläge, die das Schicksal ihm so rasch aufeinander erteilt hatte, zog Hasan sich zurück. Am meisten bekümmerte ihn, daß er trotz all seiner Bemühungen kaum mehr als die Oberfläche des menschlichen Leides berührt hatte. Ein Teil des ganzen Elends, das die Menschheit plagt, kann nicht durch materielle Mittel behoben werden, denn noch soviel Geld kann einen alten Körper nicht wieder jung oder den Verlust eines geliebten Menschen rückgängig machen. Er erkannte auch, daß Hunger und Armut, ja sogar Krankheit, oft nicht so sehr die grausamen Schläge des Schicksals waren, als vielmehr die Folgen der Selbstsucht, Trägheit und Habgier des Menschen. In seinem glühenden Wunsche, anderen zu helfen, hatte er in Wirklichkeit in den meisten Fällen nur jene Schwächen gestärkt, die an erster Stelle zu diesen Mißverhältnissen führten. Es genügte nicht, wenn nur die äußeren Umstände verbessert wurden. Die innere Natur des Menschen mußte verändert werden. Nachdem er in seinen Überlegungen soweit gekommen war, betrachtete er es nunmehr als seine Pflicht und Schuldigkeit, jedermann zu empfehlen, er solle die einfachen Tugenden praktisch ausüben, wenn er glücklicher leben wolle. Da er glaubte, dieser neuen Aufgabe nicht gewachsen zu sein, entschloß er sich, eine Pilgerfahrt nach Mekka zu machen.

Auf dem Rückweg von dieser heiligen Stadt schloß er sich einem der Pilger an, mit denen er reiste. Es war ein Mann mittleren Alters mit vornehmen Manieren. Diesem erzählte er von seiner Suche nach Wissen. Der Mann war sehr wortkarg, doch als sie sich kurz vor dem Ende ihrer Reise einer Oase näherten, sagte er zu Hasan: "In der Hütte unter jener Gruppe von Dattelpalmen wirst Du jemand finden, den ich schon seit vielen Jahren kenne, und den ich als einen der größten Weisen unserer Generation verehere. Er wird Dir sicherlich helfen, Dein Ziel zu erreichen. Gehe zu ihm und folge seinem Rat."

Hasan hatte großes Vertrauen zu seinem Mitpilger gefaßt. Er blieb deshalb in der Oase zurück und hoffte, daß ihn der weise Mann nicht abweisen werde. Er hatte eine würdevolle Gestalt mit asketischem Aussehen erwartet und war nun enttäuscht, einen alten, untersetzten Bauern mit freundlichem Gesicht anzutreffen, der einen Eimer mit schäumender Ziegenmilch trug. Er ließ sich jedoch nicht abschrecken und trug ihm seinen Wunsch vor, Belehrung zu empfangen. Zu seiner Überraschung schüttelte der alte Mann den Kopf und lachte leise. Schließlich sagte er: "Mein Sohn, kein Mensch kann Dich Weisheit lehren, denn das Leben selbst ist die große Schule. Wenn aber das Verlangen zu helfen in Dir so stark ist, daß es Dich zwingt, ihm bedingungslos zu folgen, und wenn Du das Leid, das ein solcher Entschluß bringen wird, ertragen willst, dann werden sich auch die Schleier der Selbstsucht allmählich lüften. Das Verstehen wird in dem Maße wachsen, wie es erforderlich ist. Du erwartest von mir viel mehr, als ich Dir je versprechen könnte, aber wenn Du bleiben willst, so ist hier eine Ecke für Dich in der Hütte, in der Du schlafen kannst. Du kommst gerade recht, mir bei der Datternte zu helfen."

So teilte der Seidenhändler das enge Quartier mit seinem Gastgeber, der tausendundeine Aufgaben für ihn fand, die alle schwere und niedrige Arbeit bedeuteten, für die ein Stadtbewohner schlecht vorbereitet und nicht richtig gekleidet war. Was das formale Lehren anbetraf, so war der Weise der wortkargste Mensch, dem Hasan je begegnet war, und oft schien er die Anwesenheit seines Gastes gar nicht zu bemerken. Die Zeit verging, und Hasan begann sich zu fragen, warum er eigentlich hier sei. Das ziemlich unfeine Benehmen des alten Mannes und seine Art, leise zu murmeln, reizten Hasan derart, daß er sich nachts, wenn er seinem friedlichen Schnarchen lauschte, kaum beherrschen konnte, ihn nicht zu verwünschen. Eine große Wut stieg in ihm auf: Wie konnte dieser stille, alte Narr vorgeben, ein Weiser zu sein; hatte sein Leben der Menschheit schon irgendwie genützt?

Eines Morgens sagte der Weise: "Es kommt eine Karawane. Wenn sie an der Quelle rastet, dann frage, ob Du Dich ihr an-

schließen darfst. Gehe zurück in die Stadt, denn hier verschwendest Du Deine Zeit. Dein Gehirn hat immer noch die Oberhand über Deine Seele, und Du wirst noch viele Prüfungen erdulden müssen, ehe Du für irgend jemand wirklich von Nutzen sein kannst.“ Als Hasan erfuhr, daß die Karawane auf dem Wege nach Aleppo war, freute er sich sehr, denn seitdem er alles verloren hatte, hatte er keine Lust mehr verspürt, in seine Vaterstadt zurückzukehren.

Sein Aufenthalt in der Wüste hatte nichts weiter eingebracht als Enttäuschung, und Hasan war überzeugt, daß er gewiß ebenso weise sei wie dieser alte Bauer, der äußerst selten sein Gehört verließ; er, Hasan, kannte wenigstens den Lauf der Welt. So zögerte er nicht länger, sondern begann seine Pläne voranzutreiben. Jeden Nachmittag versammelte er eine Gruppe Menschen um sich und verkündete ihnen seine Ideen. Anfangs hörten sie zu und waren neugierig, was er wohl zu sagen hätte, denn offensichtlich war er aufrichtig und meinte es gut. Mit vielem konnten sie jedoch ganz und gar nicht übereinstimmen, und allmählich wurden sie ungehalten; niemand, der nicht genug zu essen hat, möchte hören, daß seine Faulheit daran schuld ist. Auch für die Kranken ist es nicht gerade angenehm, zu denken, daß möglicherweise ihr Neid und ihre geheimen Feindseligkeiten wie Geschwüre sind, die kein Ventil zum Verlassen des Körpers finden.

Schließlich erregten seine Reden einen solchen Aufruhr, daß die Behörden beschlossen, die Stadt von diesem Ärgernis zu befreien. Am folgenden Nachmittag ergriffen ihn ein halbes Dutzend Soldaten und brachten ihn ohne viel Umschweife zur Zitadelle. Unterhalb der Feste befand sich ein unterirdisches Verlies, in das die Missetäter durch ein Loch in der Decke gestoßen wurden. Dabei fielen sie viele Meter tief recht unsanft auf den harten Steinboden. Jene, die dabei zu Tode stürzten, konnten zu den Glücklichen gezählt werden, denn war man erst einmal in dem Verlies, so war die Möglichkeit, zu überleben, gering. Obgleich der stattliche Körper seines unfreiwilligen Vorgängers Hasans Fall milderte, verstauchte er sich den rechten Fuß und litt beträchtliche Schmerzen. Anfangs war es schwer, in dem Halbdunkel die Gesichter seiner Gefährten in dieser Höhle zu un-

terscheiden. Die meisten von ihnen waren rohe Burschen, Desperados und Verbrecher.

Bei der wilden Rauferei um ihre ungenügende Nahrung, die jeden Tag hinabgeworfen wurde, gelang es Hasan, wenigstens einige Bissen zu erhaschen, aber sein Hunger wurde unerträglich. Eines Tages, als er besonders verzweifelt war, bemerkte er, daß neben ihm ein Mann, der zu erschöpft war, um zu essen, krampfhaft ein Stück Brot festhielt. Ehe er wußte, was er tat, kroch Hasan zu ihm hin mit der Absicht, ihm die Finger zu lösen und sich das Brot anzueignen. Als er ihn fast erreicht hatte, sah er sein Opfer an und war betroffen, wie schwach und wehrlos es war. Ein Schauern ging durch seinen Körper: Noch vor einer Woche hatte er allen jenen, die es hören wollten, gesagt, daß es die eigene Selbstsucht des Menschen ist, die ihm Leid bringt, und heute hätte er fast einem Verhungerten einen Bissen Nahrung geraubt, die ihm vielleicht das Leben erhalten hätte. Schnell nahm er das harte Brot, brach es in kleine Stücke und, nachdem er den Mann gerüttelt hatte, damit er wieder zu Bewußtsein kam, begann er ihn zu füttern.

Je länger er über dieses Ereignis nachdachte, desto klarer wurde ihm, wie falsch er alles angefangen hatte, trotz seiner guten Absichten. Welches Recht hatte er gehabt, andere zu ermahnen, während er selbst beinahe versagt hatte, als er auf die Probe gestellt wurde. Eine wunderbare neue Erkenntnis wuchs in ihm: Sein anfänglicher Widerwille gegen seine Mitgefangenen, weil sie so roh waren und einen so schlechten Charakter hatten, verschwand plötzlich. Statt dessen erkannte er in jedem von ihnen einen Aspekt seiner selbst. Obgleich sie verschieden im Ausdruck waren, waren sie im Grunde eins. Ihre Laster empörten ihn nicht mehr, weil er begriff, daß sie im Prinzip auch in ihm vorhanden waren. Und selbst in den Schlimmsten von ihnen war eine Anlage zum Guten, das auf ein wenig Ermutigung wartete, um aufzublühen. Das Leid hatte seinen Schrecken verloren, weil es ein Zustand ist, an dem alle Menschen, die Guten wie die Bösen, teilhaben; ein Heilungsvorgang, durch den Unrecht wieder gut gemacht und das Gleichgewicht wieder hergestellt werden kann.

Hasan verblieb noch zwei Jahre in dem Verlies unter der großen Zitadelle. Wie durch ein Wunder blieb er am Leben, obgleich er in dieser kurzen Zeit mehr alterte als er sonst in zwei Jahrzehnten gealtert wäre; er gewann aber auch größere Erkenntnis als in einem Leben des Glückes und des Wohlstandes. Gerade als seine Kraft sich ihrem Ende näherte, wurde eine allgemeine Amnestie verkündet, und er war plötzlich frei. Blinzeln im ungewohnten Sonnenlicht und zu schwach, um weit zu gehen, setzte er sich an den Rand der staubigen Straße, als gerade vor ihm ein Maulesel anhielt. Zu seiner äußersten Überraschung erkannte er in dessen Reiter den weisen Bauern von der Oase. Ohne ein Wort zu sprechen, hob ihn dieser auf, setzte ihn in den Sattel, und zusammen machten sie sich auf die Reise zurück zur Oase.

Wie lange Hasan dort verweilte, konnte er nie sagen, weil die Tage unbeachtet verflossen, wie die trockenen Sandkörner zwischen den Fingern einer geschlossenen Hand hindurch rinnen. Als er wieder zu Kräften kam, half er dem alten Mann wieder bei seiner täglichen Arbeit. Nach Sonnenuntergang saßen beide meist im Dunkeln, um die Kühle des Abends zu genießen. Sie sprachen nur wenig und es waren einfache Worte. Doch schon diese wenigen Sätze schienen die Sterne über ihnen zu stören.

Eines Tages traf der alte Weise eine Gruppe Beduinen an der Quelle, die nach Aleppo unterwegs waren, um dort einige Felle zu verkaufen. Er drängte Hasan, mit ihnen zu gehen und in dieser Stadt ein neues Leben zu beginnen. So bestieg Hasan ein Kamel und schloß sich den Reisenden an. Es war eine abgehärtete Gruppe von Männern und Frauen, die mühsam neben ihren Tieren dahinwanderten, denen ihre ganzen irdischen Besitztümer aufgepackt waren. Sie trugen sogar ein oder zwei Kinder, die zu klein waren, um zu laufen, und einige neugeborene Lämmer, die aus Protest gegen ihre Gefangenschaft laut blökten.

Nachdem sie ihren Bestimmungsort erreicht hatten, wanderte Hasan in dem endlosen Labyrinth enger Gassen des großen Marktes umher, wo die verschiedenen Handelsleute in kleinen, halb-offenen Läden ihre Waren ausbreiteten. Anfangs wurde er durch die Anwesenheit so vieler Menschen überwältigt. Sie stießen

sich mit den Ellbogen, zerrten hastig Maultiere und Esel zur Seite, auf deren Rücken Lasten befestigt waren und die von ihren unbarmherzigen Treibern durch das Gedränge getrieben wurden. Aus den kleinen Buden, in denen auf einem Holzkohlenfeuer Essen zubereitet wurde, drangen würzige Düfte. Der Duft war so einladend, daß Hasan in eine der Buden eintrat. Der Besitzer, der glücklich war, einen mitfühlenden Zuhörer gefunden zu haben, erzählte ihm ausführlich von seinen Schmerzen und seinem Kummer und von der schweren Arbeit, die er in seinem Alter leisten mußte, weil er keine Söhne oder Neffen habe, die ihm helfen konnten. Hasans Anerbieten, ihm an die Hand zu gehen, wurde freudig angenommen.

Und so begann für den Seidenhändler von Hama ein neues Kapitel seines Lebens. Der Eigentümer starb binnen eines Jahres und Hasan erbt das Geschäft. Täglich kamen Dutzende von Leuten, und mit jedem tauschte er ein paar Worte aus oder auch nur ein Lächeln. Oft verweilten sie eine Zeitlang und erzählten ihm von ihren Kümernissen und Sorgen und er hörte ihnen aufmerksam zu. Obwohl er selten einen Rat gab, hatten seine Kunden das Gefühl, er habe ihnen geholfen. Dadurch, daß sie Gelegenheit hatten, über ihre Probleme zu sprechen, hatten sie diese tatsächlich selbst gelöst. Hasan erwähnte selten die großen Wahrheiten, die er während seines Aufenthaltes bei dem weisen Mann in der Wüste gewonnen hatte, doch indirekt fanden sie bei jeder Berührung mit seinen Mitmenschen Ausdruck.

So lebte er noch lange Jahre, bis man ihn eines Tages auf dem Fußboden seines Ladens fand, wo er friedlich entschlafen war. Sofort drängten sich Neugierige zusammen und fingen an, miteinander zu diskutieren. Manche waren traurig, weil sie einen Wohltäter verloren hatten (denn oft fand ein beträchtlicher Teil seines Verdienstes unauffällig seinen Weg in Hütten, wo große Notherrschte). Aber die meisten trauerten, weil ein guter Freund und Berater dahingeschieden war. Einer von ihnen sagte: "Es gab keinen, der weiser war." Ein altes Weib, das sich dem Haufen anschloß, spuckte auf den Boden: "Weise?" ächzte sie, "dieser Narr konnte nicht einmal zählen. Er bemerkte es niemals,

wenn ich ihm zu wenig bezahlte!" Dann schlurfte sie davon.

Doch weder Lob noch Tadel interessierten Hasan Ibn Said noch irgendwie, denn in der Stunde des Todes hatte er jenen Moment höchster Wahrheit erfahren, in dem jeder Sterbliche die Rechtmäßigkeit des eben abgelaufenen Lebens erkennen kann. Er sah Bilder aus seiner Kindheit im Hause seiner Eltern und aus seiner Jugend, als das Leben herrlich war und nie, niemals ein Ende zu haben schien. Die glücklichen Jahre mit seiner schönen Frau und ihren zwei Söhnen wurden wieder lebendige Wirklichkeit und waren nicht länger ein undeutlicher Traum aus der Vergangenheit. Der verkrüppelte Bettler war da, widerlich anzusehen, und doch veredelt, denn unbewußt war er ein Agent des Schicksals gewesen, der in einem guten, aber selbstzufriedenen Menschen die Flamme des Mitleids entzündet hatte. Jedoch erst als sich Hasans inneres Wahrnehmungsvermögen entwickelt hatte und in dem fruchtbaren Boden des Leides wuchs und nachdem er wirklich bescheiden geworden war, bekam sein Wunsch, zu helfen, Wert. Sein geistiges Auge überblickte die lange Reihe der Gefangenen in der Zitadelle, von denen jeder eine Seite im Buch des Lebens darstellte, die er hatte lesen können. Immer mehr Menschen drängten sich um ihn. Es schien eine endlose Menge zu sein. Keine Einzelheit wurde übersehen. Langsam formte sich ein Bild: Nicht länger durch festgefügte Vorstellungen behindert, floß seine Hilfsbereitschaft durch die natürlichen Kanäle, die das Leben bietet, geleitet durch geschärfte Intuition. Während er die einfachen Pflichten des Alltagslebens erfüllte, hatte sein Leben viele hunderte Leben anderer berührt.

Die Sterne schienen und der Weise saß mit Hasan unter dem Baldachin der dunkelblauen Nacht. Während sie sich unterhielten, kamen die Sterne tatsächlich näher. Nein, es schien ihm nur so, denn er selbst war es, der sich immer leichter und schneller bewegte – und plötzlich wußte er, daß er auf eine weite Reise ging.

– ESTHER P. LITTLEWOOD

Gedanken über eine Parabel

IM Altertum war es üblich, Parabeln zu verwenden, wobei kaum jemand erwartete, daß sie als Tatsachenberichte zu werten seien. Eine der wertvollsten Sammlungen ist das Pali-Werk *Milinda-panha* – oder die zweiundachtzig verfänglichen Fragen des Königs Milinda.*) Es sind Fragen, die der König dem buddhistischen Weisen Nāgasena zur Beantwortung vorlegte. Der Überlieferung nach ist Milinda kein anderer als Menandros, der berühmte indo-griechische König. Seine Invasion in Indien, die bis zum Indus vordrang, sollte einen bleibenden Eindruck hinterlassen; nicht so sehr in geographischer Hinsicht, sondern weil dadurch griechische und indische Philosophie und Kunst sich vermischten.

Niemand weiß genau, ob Nāgasena je gelebt hat und ob Milinda (oder der geschichtliche Menandros) diese vielen Gespräche wirklich geführt hat. Das ist aber für ihre ethische Bedeutung ohne Belang. Es wird jedenfalls erzählt, daß Milinda, der König der Yavanas, überall nach Rat gesucht und nach langer, vergeblicher Bemühung Nāgasena, den Älteren, getroffen habe. Ihn erkannte er als seinen spirituellen Lehrer und bot sich ihm daher als Schüler an.

Nāgasenas Lehrmethode kommt der des Sokrates ziemlich nahe. Er bietet keine formell umrissene Lehre an, sondern veranlaßt den König, mit Analogien aus dem Alltag selbst die Spreu falschen Denkens vom Weizen echter Wahrnehmung zu scheiden. Das Dilemma, das für einzelne durch die Rede entstand und Pein ausgelöst hat, ist ein anschauliches Beispiel für die Anwendung der Parabel und auch des Paradoxons:

*) "The Questions of King Milinda", Max Müller: *Sacred Books of the East*, Band XXXV.

Milinda: Ehrwürdiger Nāgasena, Ihr Mönche sagt, der Buddha habe von allen Wesen Schaden abgewendet und ihnen Gutes getan. Andererseits sagt Ihr aber, daß bei seinen Ausführungen über das Gleichnis des brennenden Feuers aus den Mündern von ungefähr sechzig Mönchen heißes Blut geflossen sei. Durch die Darlegung seiner Überlegungen fügte er den Mönchen Schaden und nicht Gutes zu. Wenn daher die erste Feststellung richtig ist, ist die zweite falsch; und wenn die zweite korrekt ist, stimmt die erste nicht. Auch damit ist Dir wieder ein zwiespältiges Problem vorgelegt worden, das Du lösen mußt.

Nāgasena: Beides ist wahr. Was ihnen widerfuhr, geschah nicht durch Buddha, sondern durch sie selbst.

Milinda: Aber, Nāgasena, wenn der Buddha diese Rede nicht gehalten hätte, hätten sie dann auch heißes Blut erbrochen?

Nāgasena: Nein, nur weil sie seine Worte falsch aufnahmen, entzündete sich in ihnen ein Brand, und heißes Blut strömte aus ihren Mündern.

Milinda: Dann, Nāgasena, muß es aber durch Buddha verursacht worden sein; es muß Buddha gewesen sein, der den ersten Anlaß für ihre Vernichtung gab.

Nāgasena: Wenn der Buddha sprach, o König, so war damit weder Schmeichelei noch Arglist verbunden. Frei von beidem sprach er. Und jene, die ihn richtig verstanden, wurden weise; diejenigen aber, die seine Worte falsch auffaßten, fielen. Es ist genauso, o König, als wenn ein Mensch einen Mango-, einen Jambu- oder einen Meebaum schüttelt. Die Früchte, die voller Saft und fest am Baum angewachsen sind, bleiben unbeeinflußt; die aber verfaulte Stiele haben und nur leicht anhaften, fallen zu Boden. — So war es auch bei seiner Rede . . . , daß der Buddha die innerlich Vorbereiteten weise machte, als er das Dhamma (Gesetz) ohne Schmeichelei und Arglist vortrug. Wer es recht auffaßte, wurde weise; aber jene, die es falsch aufnahmen, fielen.

Milinda: Dann, Nāgasena, fielen diese Mönche also nicht

durch diese Rede?

Nāgasena: Könnte denn ein Zimmermann ein Holzstück, wenn er es nur neben sich legt, also ohne es zu bearbeiten, glatt und gebrauchsfertig machen?

Milinda: Nein, Herr, er müßte die Unebenheiten beseitigen, wenn er es gerade und verwendungsfähig haben wollte.

Nāgasena: Genauso, o König, hätte der Buddha die Augen jener Jünger, die dazu bereit waren, nicht öffnen können, wenn er sie lediglich beobachtet hätte. Aber während diejenigen sich davonmachten, die die Worte falsch aufnahmen, half er jenen, die zur Rettung bereit waren. Und es geschah durch ihr eigenes Handeln und Tun, o König, daß die Übelgesinnten stürzten . . .

Und so war es auch bei den sechzig Mönchen; sie strauchelten weder durch die Handlung des Buddha noch eines anderen, sondern einzig durch ihr eigenes Tun. Nimm an, o König, ein Mann würde allen Menschen Ambrosia geben, und diese würden, indem sie davon aßen, gesund, langlebig und frei von jeglicher körperlicher Krankheit. Einer jedoch, der davon aß, würde wegen seiner schlechten Verdauung daran sterben. Würde dann, o König, der Spender der Ambrosia einer Schuld bezichtigt werden können?

Milinda: Nein, Herr.

Nāgasena: Genauso, o König, bietet der Buddha den Menschen und den Göttern in den zehntausend Welten die Gabe seiner Ambrosia an, und jene Wesen, die dazu befähigt sind, werden durch den Nektar seines Gesetzes weise, während diejenigen, die es nicht sind, vernichtet werden und stürzen. . . .

Milinda: Sehr gut, Nāgasena! So ist es, und ich bin mit dem, was Du sagst, einverstanden. — IV. 3, 5-9

In den alten Schriften ist die Ausdrucksweise oft absichtlich derb, damit der Kernpunkt der Lehre besonders hervorgehoben wird. Daher war wohl auch "das heiße Blut erbrechen" der sechzig Mönche in dieser Parabel, und daß sie "vernichtet"

wurden, sicherlich nicht *physisch* gemeint. Der weise Nāgasena sprach in bildlichen Ausdrücken und gebrauchte eine dramatische Redeweise, um den König darauf aufmerksam zu machen, wie stark die Reaktion ist, die unvermeidlich jedem vorzeitigen Versuch folgt, der Natur ihre Geheimnisse zu entreißen, ehe man sich dessen würdig erwiesen hat.

Der entscheidende Punkt der Parabel, wie ich sie sehe, beruht darin, daß die sechzig Mönche sich selbst genügend vorbereitet fanden, die Lehren des Buddha zu empfangen. Offensichtlich hatten sie bereits Schulung in Selbstdisziplin und Unterweisungen in den Lehren erhalten, sonst wären sie nicht in den Orden aufgenommen worden. Als Mönche hatten sie sich somit in die Reihen jener eingeordnet, die einerseits berechtigt waren, eine Prüfung über ihr wirkliches Motiv zu erfahren, andererseits wollten sie aber auch die Gewißheit haben, daß alles, was ihnen gelehrt worden war, auf Wahrheit beruht. Wie sich jedoch deutlich zeigt, garantiert die Eingliederung in den Mönchsstand nicht auch innere Reife. Vielleicht hatte diese spezielle Gruppe von sechzig Mönchen den Punkt erreicht, wo der Buddha der Meinung war, daß sie nun ganz klar herausfinden müßten, ob es ihnen wirklich ernst sei und sie sich nach dem reinen "Nektar des Gesetzes" sehnten oder nicht. Möglicherweise wollte er jenen, die immer nach weiterer Belehrung verlangen, einprägen, daß der alleinige Maßstab für den Wert eines Menschen nur in seinem Innern, im tiefsten Zentrum seines Wesens liegt. Gleichzeitig bot sich aber auch eine Gelegenheit für jene, die wirklich bereit waren, den Segen weiterer Erleuchtung zu empfangen.

Von einem höheren Standpunkt aus gesehen, versagt niemand vollständig, weil jeder äußere Fehlschlag den Keim des inneren Erfolges in sich trägt. Gerade Kummer und Enttäuschung dienen der Seele als Nahrung und Ansporn für größere Anstrengung. Das einzig wirkliche Versagen wäre, das ewige Streben nach Wachstum aufzugeben, was aber kein normaler Mensch fertigbringt. Da der gesamte Strom evolutionärer Weiterentwicklung vorwärts drängt und der Mensch ein großer Teil dieser vorwärts-

schreitenden Strömung ist, wäre Aufgeben tatsächlich genauso unmöglich – es sei denn, man stellte sich absichtlich dagegen –, wie es unmöglich ist, daß die Sonne ihre wohlthätige Wärme- und Lichtspende einstellen könnte.

Zum Glück kennt keiner von uns seinen wirklichen Entwicklungsstand. Wer behauptet, bereits auf einer hohen Stufe der Evolution zu stehen, weiß nicht einmal etwas von den Anfangsgründen echten inneren Wachstums. Oft stellt sich heraus, daß jene, die glauben, am wenigsten fortgeschritten zu sein, bei einer schwierigen Prüfung sich als weit spiritueller erweisen als jene, die, wie die sechzig Mönche, überzeugt sind, genügend vorbereitet zu sein.

Angenommen, durch besondere Umstände wäre es einem Buddha oder einem Christus möglich, die unverminderten Strahlen der Wahrheit auf unsere gegenwärtige unvollkommene Persönlichkeit zu richten – was würde geschehen? Wir könnten die volle Stromstärke der spirituellen Elektrizität, die uns durchströmen würde, keinen Augenblick lang ertragen; denn die Kraft, die von einem Buddha oder einem Christus ausstrahlt, ist *göttlichen*, nicht menschlichen Ursprungs, so daß es ganz gleichgültig wäre, ob die Darlegung höchste Metaphysik oder einfach Beispiele aus dem täglichen Leben zum Gegenstand hätte. Erst wenn die Persönlichkeit durch den göttlichen Funken höhergeistigen Strebens genügend gereinigt wurde und somit die Strahlung völlig empfangen und herabtransformieren kann, erst wenn sie viele Jahre und wahrscheinlich viele Leben hindurch sich in Selbstdisziplin geübt hat, kann sie das "brennende Feuer", das von der Flamme der Wahrheit entfacht wird, aushalten.

Deshalb wurden auch die sechzig Mönche in dieser Parabel "vernichtet". In ihrer überheblichen Selbsteinschätzung hielten sie sich ohne Zweifel für geeignet, die reine Kraft der Botschaft des Buddha zu empfangen; bei der Prüfung wurde ihre Unzulänglichkeit jedoch offenbar.

Die Menschen, unter denen der Buddha lebte und lehrte, waren genauso wie Sie und ich. Wie man geschorene Lämmer vor

dem rauhen Wind schützt, so paßte auch er seine Lehre entsprechend an, wohl wissend, daß er den zarten Schöbllingen der Göttlichkeit, die er in den Seelen seiner Anhänger so sorgsam gehegt hatte, nicht wiedergutzumachenden Schaden zufügen würde, wenn er erst die ganze Stärke seiner Buddhaschaft leuchten ließe.

Die Mönche hatten sich jedoch durch ihr eigenes Streben in eine andere Kategorie eingereiht. Alle waren vorbereitet, unterrichtet und belehrt worden und kannten die Gefahren, die entstehen, wenn sie die vier "Verstöße gegen das Gesetz begehen: Bruch der Keuschheit, Diebstahl, Mord" und endlich – was keinesfalls weniger wichtig war – "Mißbrauch außergewöhnlicher spiritueller Kräfte." Vielleicht führte das vor allem anderen zum Unglück der Mönche, denn psychische und spirituelle Eitelkeit, wie fein sie auch getarnt sein mögen, zählen zu den gefährlichsten Feinden und lauern wie todbringende Schlangen am Wege jedes ernsthaften Aspiranten.

Dann kam die Stunde, in der die ganze Gruppe vor der entscheidenden Prüfung stand und die Seelen nackt dem Scheinwerferlicht der Wahrheit ausgesetzt waren. Wer sich als würdig erwies, erntete zumindest für einige Augenblicke die Verklärung des "Einsseins" mit seinem eigenen inneren Gott und wurde "den Menschen ein Licht." Wer versagte, "wurde vernichtet." Sie erlitten keinen physischen, sondern einen symbolischen Tod: den Entzug aller weiteren Kontakte zur Quelle der Wahrheit, bis zu einem künftigen Leben.

Wir könnten uns tatsächlich fragen, inwieweit der Buddha für die Reaktion der Mönche verantwortlich war. War er schuld an ihrem Versagen? Man beachte die Sätze: "Wenn der Buddha seine Gedanken vortrug, so war damit weder Schmeichelei noch Arglist verbunden. Frei von beidem sprach er." Diese Formulierung ist ganz bewußt gewählt: Wieviele von uns sind wohl imstande, die absolute Wahrheit zu sagen – unpersönlich und leidenschaftslos? Entweder ist ein Anflug von Schmeichelei dabei, oder es schleicht sich ein Beigeschmack von Kritik, ja sogar Arglist ein. Der reine Austausch von Werten von einem

zum anderen, ohne geringstes Vorurteil oder hartes Urteil, ist ein Kennzeichen der Sprache und Lebensweise der Buddhas und Christusse.

War es also der Buddha, der den Mönchen Schwierigkeiten brachte? Wenn ja, dann hätten nicht nur die sechzig, sondern auch alle anderen Zuhörer in gleicher Weise versagt. Nein, es war die mangelhafte Vorbereitung, die den sechzig Mönchen Schwierigkeiten machte, nicht die Lehre des Buddha. Natürlich verursacht der Buddha, wie jedes andere Wesen im Universum, Karma. Vom winzigsten atomaren Teilchen und Subteilchen bis zu den riesigen Anhäufungen von Milchstraßen in den Tiefen des Raumes – alle erzeugen sie Karma. Sie sind Akteure, Verursacher von Karma, die ständig Ursachen schaffen, die irgendwann und irgendwo schließlich als Wirkungen zu ihnen zurückkehren werden – Aktion und Reaktion oder Karma. Kann man aber die Sonne oder den sie belebenden solaren Gott für einen Hitzschlag verantwortlich machen, den ein Mensch erlitt, der sich unvorbereitet der Wüstenhitze ausgesetzt hat? Müßte der solare Gott dafür ein schlechtes Karma erleiden? Sicher nicht! So ist es auch bei dem Buddha. Er lehrte unter den Menschen und spendete vom Sonnenlicht der Wahrheit, damit wenigstens einige imstande wären, das Gesetz zu verstehen und zu befolgen. Einige konnten die direkten Strahlen der Wahrheit absorbieren; andere waren unvorbereitet und wurden verwirrt. Das hat aber gar nichts mit irgendeiner Person zu tun. Der Buddha war ganz und gar der Diener des Gesetzes, und als die Zeit zum Sprechen gekommen war, verkündete er die Wahrheit, so, wie er sie empfangen hatte. Je mehr eine Seele wächst und Wahrnehmungskraft entwickelt, desto weniger Auswahl wird sie für die Ausübung ihrer Pflicht haben.

Die Kraft der Wahrheit durchschneidet alles Falsche wie ein Schwert. Als der Buddha die "Ambrosia der Wahrheit" austeilte, geschah es völlig leidenschaftslos. Er sprach weder aus "Schmeichelei noch mit Arglist." Jene Mönche, deren Wesen mit der Wahrheit "nur wenig verwachsen" war, und wenn es auch nur ein einziger "fauler Stiel" war, fielen zu Boden, während je-

ne, die "stark angewachsen" waren, fest blieben in ihrem höhergeistigen Streben, wie die Frucht des Mangobaumes, die durch Schütteln des Baumes nicht erschüttert wird. So arbeiten die Buddhas und die Christusse mit ihren Jüngern.

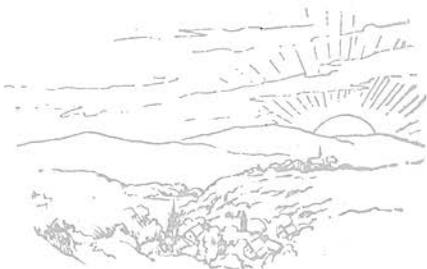
Wenn Buddha oder Jesus aber zur Menge sprachen, dann kam ihr göttliches Mitgefühl in der schützenden Form von Gleichnissen zum Ausdruck. Sie vertraten eine Philosophie, die herausforderte, aber nicht schwach machte. Von Buddha wird berichtet, er habe, als sein Abschied von dieser Erde nahe, zu seinen Jüngern gesagt: "Haltet an der Wahrheit fest, macht sie zu einer Zuflucht und arbeitet mit Eifer an eurer eigenen Befreiung." Wenn jeder einzelne von uns sich auf jenes innerste Zentrum der Wahrheit und Weisheit als seine einzige Zuflucht stützen kann, dann werden wir schließlich jenen Zustand von Selbstlosigkeit erreichen, für den die Großen ein so vollkommenes Beispiel sind.

– JAMES A. LONG

Wenn die Tore der Wahrnehmung geöffnet wären, dann würde dem Menschen alles so erscheinen, wie es ist, unendlich. Doch der Mensch hat sich immer mehr verbarrikadiert, so daß er alle Dinge nur noch durch die schmalen Schlitze seines Verlieses sieht.

– WILLIAM BLAKE

“Deine kleine Welt”



BEI UNS wohnte einmal ein alter Mann – ein Künstler, ein Mensch, dessen besonderer Charme gewissermaßen aus seiner Charakterfestigkeit, einer unverletzlichen inneren Unabhängigkeit zu kommen schien, so als hätte er vor langer Zeit einmal sich selbst von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden und hätte dann sein Leben danach gerichtet. Er hatte ein abwechslungsreiches und arbeitsreiches Leben hinter sich. Im ersten Weltkrieg diente er bei der britischen Armee in Burma. Von dort brachte er am Ende des Krieges nicht nur eine Mappe voll kleiner Aquarelle mit – Skizzen von Tempeln, Baumgruppen und einzelnen Menschen in ihrer fremdländischen Kleidung –, sondern auch eine philosophische Ruhe, die er in jenen Jahren im Orient erworben hatte.

So landete er schließlich bei uns, und in all den Jahren verlor er nie die unbeugsame, tapfere Entschlossenheit eines Offiziers und seine Fähigkeiten auf vielen Gebieten. Selbst als er vollkommen taub geworden war, erfüllte er noch seine praktischen täglichen Pflichten und verlor auch nicht seinen köstlichen Humor. Was in ihm, in der tiefen Stille, in der er lebte, vor sich ging, versuchten wir nie zu ergünden, doch von Zeit zu Zeit äußerte er einen tiefen Gedanken, der uns zum Nachdenken veranlaßte.

Eines Morgens fiel uns auf, daß er etwas nachdenklich zum Frühstück kam. Danach aber nahm er einen von uns beiseite und sagte: “Ich hatte vergangene Nacht einen seltsamen Traum – vielleicht war es auch gar kein richtiger Traum. . . . Ich hörte eine Stimme, die mich rief, und zwar bei einem alten vergessenen Kosenamen meiner Kindheit. Das Seltsame ist dabei jedoch,

daß sie nicht mich, nicht das gewöhnliche Ich, sondern das ureigene Ich – mein wirkliches Selbst – zu rufen schien. . . . Ist das nicht sonderbar? Mich beschäftigt das – und wird mich wahrscheinlich noch lange beschäftigen. . . . Entschuldige“, und er ging seines Weges.

Bald darauf starb der alte Mann – aber das hat nichts mit dem Traum zu tun. Oder vielleicht doch, denn, wie wir wissen, gibt es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als wir uns in unserer Schulweisheit träumen lassen. Aber wie dem auch sei, ich erinnerte mich damals an eine alte Überlieferung, die besagt, daß, wenn das menschliche Selbst an dem wundersamen Augenblick der Befreiung angelangt ist, das gleiche „ureigene Selbst“, das im Leben sein wachsamer Gefährte war, den Schleier etwas lüftet, so daß das menschliche Selbst, wenn es in das Jenseits hinüberschreitet, das Bild des eben zu Ende gegangenen Lebens mit all seinen verwirrenden Kämpfen, überraschenden Freuden, den Hindernissen, die seinen Weg zu versperrten schienen, den Nebeln und Unklarheiten, die es täuschten, erschaut; und zuletzt sieht dann das erkennende Selbst, welchen Zweck das alles hatte.

Dem ringenden menschlichen Selbst unbewußt stand jedoch das große Vorbild das ganze Leben hindurch zur Seite. Es stand im Mittelpunkt und war die Quelle aller großmütigen Handlungen, aller blitzartigen Intuitionen, des guten Urteilsvermögens, des Wagemuts und der Führeigenschaft, die dem Leben seine ganze Schönheit und Würde verliehen.

So veranlaßte uns die Erinnerung an das Hinscheiden des alten Mannes, über jenes verborgene Selbst nachzudenken und darüber, welche Rolle es im Leben des Menschen – in *unserem* Leben – spielt; denn in alledem lag etwas, das andeutete, *das betrifft Dich*. Wieviel Wahrheit in diesem alten Erlebnis, das nun schon so weit zurückliegt, auch enthalten sein mag, der Eindruck, den dieses Ereignis hinterlassen hat, ist bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben, so daß – obgleich sich das ganze Leben für die Bewohner dieses Planeten verändert hat –, begründete Hoffnung und Optimismus besteht, denn die Götter

kämpfen auf unserer Seite, und zwar nicht an einem entfernten Punkt im Raum, sondern gerade hier, eng verbunden mit jedem atmenden Menschen. Wir können sogar sehen, wie diese Göttlichkeit selbst inmitten des Aufruhrs tätig ist.

In der ersten Zeit dieser Übergangsperiode, als man sah, daß vieles, was uns frevelhaft vorkam und uns in einen Schockzustand versetzte, für immer oder wenigstens eine Zeitlang bestehen bleiben würde, beschäftigten sich viele unserer besten Denker Tag und Nacht, um einen Weg aus den chaotischen Zuständen zu finden und das Bestmögliche daraus zu machen. Und schließlich kam von hier und dort eine authentische Stimme, die sagte, daß das Ganze wieder auf den einzelnen zurückgeführt werden müsse, weil sich letztlich jeder einzelne selbst in die Hand nehmen und sein eigenes Leben verbessern muß – sein wirkliches Selbst finden und dessen Führung suchen muß. Das war ein instinktives Näherkommen an das Herz und die Wurzel der Dinge; denn die Qualität der Nationen und Zivilisationen wird durch den Charakter der Menschen bestimmt, die zu ihnen gehören.

Jetzt, Jahre später, können wir sehen, daß diese Idee in vielen Gemütern, jungen und alten, Fuß gefaßt hat. Es sind Menschen, die den wahren Sinn ihres Lebens finden wollen, die versuchen, jener Quelle der Stärke näher zu kommen, die den Kern ihres Wesens bildet. (Aus diesem Bestreben heraus kann das jetzt allgemein übliche Schlagwort entstanden sein: "Kümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten.") Die Tagespresse ist übervoll mit Redensarten dieses neu erwachten Impulses, nach innen zu schauen; zum Beispiel: "Bevor ein Mensch erfolgreich sein kann, muß er sich selbst erforschen und in sich Stärke finden." . . . "Ein Mensch war in sich gegangen, faßte einen Entschluß und änderte sich" . . . "Erforsche ihn als menschliches Wesen" . . . "herauszufinden, wer ich bin" . . . "austindig machen, wer Du in Wirklichkeit bist" . . . "das innere Ich." Und das Gedicht einer College-Studentin erläutert das wechselseitige Spiel zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen:

Jeder Mensch ist ein Kind der Erde,
verwurzelt in der Zeit
sucht er in sich und außerhalb
nach dem Kind des Geistes,
nach dem offenen Gemüt
und dem schöpferischen Herzen.

Jeder Mensch ist ein Kind des Geistes,
durch Zeitlosigkeit befreit
sucht er nach dem Kind der Erde,
es vom Ich hinweg zu ziehen
durch die Freude der Erwartung,
hin bis zur Erkenntnis. *)

Diese junge Verfasserin hat etwas von dem großen Prozeß erfaßt, der in jedem Menschen beständig vor sich geht, auch wenn wir uns dessen nur wenig bewußt sind. Doch allein die Tatsache, daß derartige Gedanken in Worte gekleidet werden, ist zweifellos schon ein Grund, optimistisch zu sein. Fast jeden Tag liest man Berichte über irgendeinen Menschen oder eine Gruppe von Menschen, die sich mit einem Projekt befassen, das dem Allgemeinwohl dienen soll. Damit wird natürlich ein Ausgleich geschaffen, denn nur nach innen zu schauen und mit bloßem Nachsinnen zufrieden zu sein, kann nichts Gutes erbringen. Auf Meditation muß Handlung folgen, dann ist das Ganze gesund und richtig. Meines Erachtens sollten Selbststudium und Altruismus Hand in Hand gehen.

Bei diesem Bemühen befolgen wir tatsächlich das delphische Gebot: *Mensch, erkenne Dich selbst!*, das uns durch Jahrhunderte, durch ungezählte Zeitalter, in seiner zeitlosen Gültigkeit überliefert wurde. Vielleicht sind wir hier auf Erden, um diese Selbst-Entdeckung machen zu können; vielleicht sind wir überhaupt nur deshalb hier; denn wie es Kaiser Julian (331 – 363 n.Chr.) so schön ausdrückte: "Wenn wir uns selbst mit allen unseren Teilen und das Innerste unseres Wesens erkennen, dann können wir auch die universellen Dinge – das heißt, wir können dann das Universum ebenfalls erkennen." Er erklärt auch, wieso das möglich ist: Jeder Mensch hat die Elemente des

*) Patricia Lee Myers, *Pipes of Pan*, Yearbook of Pasadena City College, 1970.

ihn umgebenden Universums auch in sich. Um verständlich zu machen, was mit der innewohnenden Göttlichkeit gemeint ist, spricht er sinngemäß folgendes: "Was immer in uns existiert, edler und göttlicher als die Seele ist jenes Etwas, an das wir alle glauben, ohne darüber belehrt worden zu sein." Und zwischen diesem unsterblichen Teil und dem Sterblichen in uns steht "der sich dazwischen befindliche lebende Organismus, nämlich der Mensch." Mit diesen Worten ist alles treffend und kurz ausgedrückt. (Julian sprach damit nur jene Lehren aus, die denen gleichkommen, die durch die Übersetzung der östlichen Klassiker aus seiner Zeit zu uns in den Westen gekommen sind.)

Wenn wir nach innen schauen, "uns selbst erforschen", sind wir, wie richtig gesagt wurde, imstande, eine riesige, sich heftig mühende, fortwährend aktive Ansammlung von Selbsten zu erkennen, angefangen mit dem rastlosen, unruhigen Selbst der Wünsche und Sehnsüchte bis zum intensiv emporstrebenden Geist und wieder zurück zu den Emotionen. Alles hängt vom Höchsten in uns ab, alles schaut zu ihm empor und bemüht sich, ihm näher zu kommen: Dieses Höchste aber gehört zu der Essenz des Universums. Und wir, die wir forschen, müssen lernen zu erkennen und zu wählen, Entscheidungen zu treffen und die wesentlichen Eigenschaften der Unterscheidung und des richtigen Beurteilens zu pflegen – das alles ist notwendig, um die Arbeit in der Welt durchführen zu können.

Denkt man über das soeben besprochene Thema noch etwas mehr nach (wobei man sich aber nicht vornehmlich etwas zurecht legen sollte, was oft nicht weiter reicht als zu unfruchtbarer Denktätigkeit), dann sieht man bald, wie wichtig jener innere, verantwortliche Kern in uns ist, der das individuelle Leben wirklich lenkt – daß dieser göttliche Sonnenstrahl, der doch ein Teil von uns selbst ist, weder in "seiner Freiheit zu handeln und zu helfen gehindert werden sollte", noch darin, uns zu hilfreichem Handeln zu inspirieren; noch dazu in einem Zeitalter, in dem anscheinend alle Schranken niedergerissen und neue Regeln noch nicht aufgestellt worden sind. Wie schon gesagt, suchen verantwortliche Menschen nach den besten Wegen, um unsere Zivi-

lisation auf sichere und gedeihliche Wege zu führen – das heißt, sie versuchen Wege zu finden, um die positiven Einflüsse und Neigungen, die für die Zukunft viel Gutes versprechen, zu erhalten und zu lenken; wobei sie den stabilisierenden Mittelpunkt in jedem einzelnen in die Überlegung mit einbeziehen, der durch die Umstände niemals berührt wird, der aber durch die Vielfalt der Erfahrungen in Harmonie mit dem universalen Gesetz fortschreitet.

Es ist nicht notwendig, in einer Welt der Ablehnung und Feindschaft zu leben, denn wir halten das Schicksal selbst in unserer Hand.

– MADELINE CLARK

Wenn ich jemanden treffe, dessen Gedanken sich aufwärtsschwingen, wie ein Vogel, so kann ich ihn mit einem Pfeil wieder herunter zur Erde holen.

Wenn ich jemanden treffe, dessen Gedanken umherschweifen, wie ein Reh oder ein Hund im vollen Lauf, so kann ich ihn verfolgen und einfangen.

Wenn ich jemanden treffe, dessen Gedanken in die Tiefe sinken, wie eine Angel, so kann ich ihn mit meinem Haken ködern und an Land bringen.

Wenn ich aber jemanden treffe, dessen Gedanken himmelwärts schweben, wie der Flug eines Drachens und sich in der Unendlichkeit verlieren, welche Macht steht mir da zur Verfügung?

So geht es mir mit Laotse. Wenn er spricht, höre ich mit Bewunderung zu.

– Konfuzius zugeschrieben.

Eine ununterbrochene Kette mündlicher Überlieferung

BELEHRENDE Balladen und Folklore sind meistens als wertvolle Überreste einer ruhmvollen Kultur, die viele Jahrhunderte vor den ersten Anfängen unserer gegenwärtigen Zivilisation von der Oberfläche des Globus verschwand. Die religiösen und spirituellen Überlegungen unserer ältesten Vorfahren sind in diesen uralten, legendären Dichtungen verankert. Obgleich diese fruchtbare Kultur in der prähistorischen Vergangenheit sich verlor, können wir ihren unauslöschlichen Eindruck auf die gegenwärtige Weltliteratur, die für immer das gemeinsame Erbe der Menschheit ist, dennoch wahrnehmen. Das *Dhammapada*, die *Bhagavad-Gītā* und die asketischen Dichtungen der Jainas zum Beispiel erhalten die Ethik und die Regeln weiterhin aufrecht, die von den Weisen eines vergessenen Zeitalters verkündet wurden, das immer noch in Dunkelheit gehüllt ist. Valmīki und Vyāsa, Homer und Pindar, die druidischen Barden und die Priester der Azteken, die chinesischen Gesetzgeber und die ägyptischen Mystiker – alle ließen diese moralischen Werte in ihren zeitlosen Epen und Philosophien widerhallen.

Die Fähigkeit, lesen und schreiben zu können, wurde im Altertum nicht als ein *sine qua non* (eine unumstößliche Bedingung) für Weisheit betrachtet. Man sagt, daß sogar der große Grammatiker Pānini weder lesen noch schreiben konnte. Da jede Gedankenrichtung das Erbe des vorhergehenden Systems angetreten hat, waren die großen Weisen, die die Grenzen von Zeit und Raum überschritten hatten, nicht sonderlich besorgt, wie ihre Künste und ihr Wissen der Nachwelt überlassen sein würden. Obgleich die Kunst des Schreibens verwendet wurde,

um Instruktionen zu erteilen, war sie nicht allgemein verbreitet, denn bei der Erziehung wurde mehr Wert auf die Entwicklung der Merkfähigkeit und des Erinnerungsvermögens gelegt. Hatte jemand auf einem bestimmten Wissensgebiet etwas Neues entwickelt, und wollte er sein System nicht in Vergessenheit geraten lassen, so kleidete er es in Verse; nur in seltenen Fällen legte er es schriftlich nieder. Paläographisches Beweismaterial zeigt ganz deutlich, daß die Kunst des Schreibens von den Geschichtsschreibern Mesopotamiens, Persiens, Ägyptens und Indiens in einer so weit zurückliegenden Zeit, wie dem dritten Jahrtausend vor Christi, ausgeübt wurde, um die Geschichte der Dynastien und die Zahl oder die Folge der Könige aufzuzeichnen. Es war jedoch nicht üblich, Unterweisungen in Mystik und Philosophie, Exorzismus und Religion niederzuschreiben, denn sowohl die druidischen Barden als auch die brahmanischen Weisen betrachteten das als eine Profanierung der esoterischen Weisheit. In jener goldenen Epoche der Ausbildung von Intuition und Erinnerungsfähigkeit versuchte niemals ein Lehrer das heilige Wissen durch Schriftzeichen mitzuteilen.

Plato, der größte Philosoph aller Zeiten, brachte diese Auffassung in seinen einzigartigen Dialogen durch Fabeln und Erzählungen immer wieder zum Ausdruck. Im *Phaidros* können wir dafür eine treffende Stelle finden, die seine Meinung über den Wert schriftlicher Belehrung deutlich ausdrückt:

Ich habe also vernommen, zu Naukratis in Ägypten sei einer der dortigen alten Götter gewesen, dem auch der heilige Vogel, den sie ja Ibis nennen, eignete; der Dämon selbst aber habe den Namen Theuth. Dieser habe zuerst Zahl und Rechnung erfunden, und Mathematik und Sternkunde, ferner Brettspiel und Würfelspiel, ja sogar auch die Buchstaben. Weiter aber, da damals über ganz Ägypten Thamus König war in der großen Stadt des oberen Bezirks, welche die Hellenen das ägyptische Theben nennen, wie sie den dortigen Gott Ammon nennen, — so kam der Theuth zu diesem und zeigte ihm seine Künste und sagte, man müsse sie nun den anderen Ägyptern mitteilen. Der aber fragte, was für einen Nutzen eine jede habe? Indem er's nun auseinandersetzte, so wußte er, wie ihm jener etwas gut oder nicht gut zu sagen dünkte, es bald zu tadeln, bald zu loben. Vieles nun soll da Thamus dem Theuth über jede Kunst in beiderlei Richtung frei heraus gesagt haben, was durchzugehen viele Worte fordern würde.

Als er aber an den Buchstaben war, sagte der Theuth: "Diese Kenntnis, o König, wird die Ägypter weiser und erinnerungsfähiger machen; denn als ein Hilfsmittel für das Erinnern sowohl als für die Weisheit ist sie erfunden." Er aber erwiderte: "O du sehr kunstreicher Theuth! Ein anderer ist der, der das, was zur Kunst gehört, hervorzubringen, ein anderer aber der, der zu beurteilen vermag, welchen Teil Schaden sowohl als Nutzen sie denen bringe, die sie gebrauchen werden. So hast auch du jetzt, als Vater der Buchstaben, aus Vaterliebe das Gegenteil von dem gesagt, was ihre Wirkung ist. Denn Vergessenheit wird dieses in den Seelen derer, die es kennenlernen, herbeiführen durch Vernachlässigung des Erinnerns, sofern sie nun im Vertrauen auf die Schrift von außen her mittelst fremder Zeichen, nicht von innen her aus sich selbst, das Erinnern schöpfen. Nicht also für das Erinnern, sondern für das Gedächtnis hast du ein Hilfsmittel erfunden. Von der Weisheit aber bietest du den Schülern nur Schein, nicht Wahrheit dar. Denn Vielhörer sind sie dir nun ohne Belehrung, und so werden sie Vielwiser zu sein meinen, da sie doch insgemein Nichtswisser sind und Leute, mit denen schwer umzugehen ist, indem sie Scheinweise geworden sind, nicht Weise." *)

In dem langen Gespräch erklärt Plato, wie Geschriebenes zu einer Verminderung der Kraft des Erinnerungsvermögens führt. Er vergleicht es mit einem Gemälde, dessen stumme Figuren auf die Frage eines ernsten Betrachters nicht mit Worten antworten können. Wahrheit, so meinte er, sollte durch mündliche Übertragung und nicht durch schriftliche Niederlegung Wohnung in der Seele eines Lernenden finden. Das geschriebene Wort kann nur eine Vorstellung von der Tatsache vermitteln, aber das Wort ist nicht die Tatsache selbst. Wir werden nicht überrascht sein, wenn wir feststellen, daß diese, von dem großen Philosophen Athens benützte Dialogform auch von Buddha und den Weisen der Upanishaden bevorzugt wurde, wenn sie an ihre Schüler und Anhänger Weisheit weitergegeben haben.

Übrigens war bis jetzt noch kein Paläontologe oder irgendein anderer Wissenschaftler in der Lage, einen einzigen Beweis zu liefern, daß sich die menschliche Sprache aus dem primitiven Gekreis der Anthropoiden entwickelte. Selbst in der sehr weit zurückliegenden Vergangenheit benützte der damalige

*) Übersetzt von L. Georgii; aus *Platon, Sämtliche Werke*, 2. Bd., Verlag Jakob Hegner, Köln.

Mensch ein hochentwickeltes System aus Symbolen und Hieroglyphen, um seine Ideen anderen mitzuteilen. Die ersten Anfänge des Schreibens waren meist bei den Stammeshäuptlingen zu finden. Sie benützten die Schriftzeichen, die natürlich der damaligen Zeit entsprachen, um Befehle und Informationen an ihre Stammesangehörigen weiterzugeben. Solche Bilderschriftzeichen werden an den Wänden unterirdischer Höhlen, auf Steinblöcken und Ruinen aus Stein in der ganzen Welt gefunden. Unzweifelhaft benützten schon die Menschen der frühesten Zeit der Prähistorie ein System internationaler Zeichen und Symbole, um Ideen und Eindrücke zu übermitteln – denn ein Symbol kann ohne Zweifel einen philosophischen Gedanken erschöpfender vermitteln als das geschriebene Wort.

Da die Lehrer des Altertums Aufzeichnungen nicht gestatteten, wurden die Künste und Wissenschaften meist in knappen Aphorismen dargestellt, die die Schüler leicht im Gedächtnis behalten konnten. Die unsterblichen Epen von Homer, Vyāsa und Valmīki wurden von Berufsbarden und Minnesängern auswendig gelernt. Diese trugen sie dann an den Höfen der Könige und in den Lustgärten der großen Städte vor, wo große kosmopolitische Zusammenkünfte stattfanden. Mönche und Hymnendichter zogen von Land zu Land und trugen dort die religiösen Balladen vor, um aus den wißbegierigen Zuhörern begeisterte Anhänger zu machen. Man glaubt, daß Sokrates bei einer solchen Versammlung auf dem Marktplatz in Athen einem indischen Weisen begegnete. Daraus ginge hervor, daß die alten Barden und Mönche fern und nah herumreisten und, ohne durch irgendwelche sprachliche Schwierigkeiten oder geographische Grenzen behindert zu sein, lehren und predigen konnten. In jenen Tagen wurde Gelehrsamkeit nicht nach der Bücherweisheit eines Gelehrten beurteilt, sondern nach der Fähigkeit, wie er seine Hörer für die Suche nach Weisheit begeistern konnte. An jedem Hof in der ganzen Welt gab es einen ausgebildeten königlichen Minnesänger, der die Geschichte der Dynastie von ihrem Beginn bis zur Zeit des noch lebenden Königs vorsingen mußte. Selbst im vorkolumbischen Amerika waren in den Palästen der Inkas und Azteken Rezitatoren angestellt, die sich die Geschlechter-

folge der Sonnenkönige bis in weit zurückliegende Zeitalter eingeprägt hatten.

Wenn auch die alten Philosophen im Osten wie im Westen in einem gewissen Stadium der menschlichen Kultur die Gelehrsamkeit, die durch Auswendiglernen und mündliche Überlieferung erworben wurde, hoch schätzten, so dürfen wir dennoch die großen Nachteile nicht außer Acht lassen, die dieser Art, das Wissen zu bewahren, anhafteten. Wenn eine Naturkatastrophe, eine Seuche oder ein Krieg die gesamte Priesterkaste auslöschten würde, dann ginge das ganze, in Jahrhunderten angesammelte Wissen einer Rasse unvermeidlich verloren. Und genau das ist die traurige Ursache, warum die meisten gesprochenen Sprachen und das Schrifttum der archaischen Vergangenheit abhanden gekommen sind, bevor das Sanskrit, die sumerischen, hamitischen und semitischen Sprachen aufkamen, die, laut unseren modernen Sprachwissenschaftlern, mit Recht beanspruchen können, sehr alt zu sein. Wieviele solcher alten Sprachen zusammen mit ihren umfangreichen literarischen Schätzen von der Oberfläche unseres Planeten verschwanden, das ist eine Frage, die noch ungelöst ist. Aus teilweise entzifferten Inschriften wissen wir, daß einige Sprachzweige wie Illyrisch und Ligurisch schon nicht mehr bekannt waren, als die germanische, die keltische und die italienische Sprache, also die (westlichen) Kentumsprachen – die Untergruppen der indogermanischen Sprachfamilie sind –, allmählich entstanden. Doch alle diese Sprachzweige, die wir nur dem Namen nach kennen, haben an dem grammatischen Aufbau und dem Wortschatz unserer modernen Sprachen mitgewirkt.

All das zeigt zur Genüge, wie ernst das Risiko war, wenn das Denkvermögen einer Rasse eingesetzt wurde, um die reiche Überlieferung einer Nation dem Gedächtnis einer Reihe von Einzelindividuen anzuvertrauen, die ihre Erinnerungskraft so geschärft hatten, daß sie umfangreiche Werke der menschlichen Weisheit auswendig lernen konnten. Die altersgrauen Veden und die nichtvedischen Schriften Indiens sind viele tausend Jahre hindurch mündlich von Generation zu Generation zuver-

lässig überliefert worden. Ein skeptischer europäischer Leser könnte wohl die Reinheit dieser Texte infrage stellen, aber sein Zweifel wäre unbegründet. Selbst heute noch könnte man, wenn man Indien, Ceylon oder Burma bereist, Tausenden von Menschen begegnen, die tagelang die großen Schriftwerke der Grammatik, Astrologie, Medizin und anderer Wissensgebiete auswendig hersagen können. Manche davon werden immer noch mündlich weitergegeben und wurden niemals niedergeschrieben. In diesem Zusammenhang erscheint es angebracht, aus einem glaubwürdigen Bericht des berühmten europäischen Historikers, Professor Stuart Piggott, einen Abschnitt zu zitieren. In seinem bewundernswerten Buch *Prehistoric India* schreibt er:

Kürzlich erschien in Benares ein des Schreibens und Lesens unkundiger Hindupriester, der ein langes religiöses Werk, das bis dahin unbekannt und nicht niedergeschrieben worden war, in Versen auswendig hersagte. Dem Wesen des Stiles und der Sprache nach gehört es zumindest ins Mittelalter und wurde seitdem in einer bestimmten Priesterkaste weitergegeben.

Auf Ceylon und in Burma ist es üblich, daß jeder buddhistische Novize die Pali-Grammatik, Lexika und das *Dhammapada* auswendig lernt. Die meisten dieser Werke sind allerdings rhythmische Dichtungen, wodurch sie leicht auswendig zu lernen sind. Auf Ceylon wird man kaum einen Mönch finden, der das *Dhammapada* nicht rezitieren kann, ohne den geringsten Fehler zu machen. Auch die Veden und andere Literatur wurden in Indien in dieser Weise von einer Generation auf die nächste unter höchster Bewahrung der Reinheit überliefert, bis sie in späteren Zeiten aufgeschrieben und in Buchform gedruckt wurden. Selbst geographische Schranken und sprachliche Unterschiede verursachten kaum eine Entstellung. Der Text des *Rig-Veda* ist im nördlichen Indien genau der gleiche wie bei den Dravida im Süden des Landes. Das Gleiche gilt für die Schriften der Buddhisten und Jainas, die in ganz Indien, auf Ceylon und in Burma auch heute noch erhalten geblieben sind.

Ich bin auf dieses Thema näher eingegangen, weil die meisten europäischen Kritiker der Meinung sind, daß, wenn Überlie-

ferungen jahrhundertlang mündlich weitergegeben worden sind, viele nicht dazugehörige Einschreibungen stattgefunden haben müßten. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß Priester, Mönche und Kompilatoren auch heute noch eine große Lästerung darin sehen, wenn an den Originaltexten etwas geändert wird, es sei denn, die Änderung wurde von einem Generalkonzil beschlossen. Auf einem solchen internationalen, buddhistischen Konzil, das vor einigen Jahren in Burma stattfand und dazu dienen sollte, die ursprüngliche Reinheit der Pali-Texte des Theravāda zu erhalten, begannen einige der älteren Mönche aus dem Gedächtnis umfangreiche Kapitel aus den Schriften mit ihren vollständigen Kommentaren herzusagen. Einige dieser Werke sind größer als die Bibel. Jeder europäische Besucher hätte sich über dieses außergewöhnliche Meisterstück gewundert, aber in diesem Teil der Welt ist das ein alltägliches Ereignis. Die angeborene Überzeugung, daß jede Hinzufügung oder Weglassung eines einzigen Wortes oder einer Redewendung ernste und schlimme Folgen haben würde, hat wenigstens indirekt dazu beigetragen, die heiligen Texte vollständig rein zu erhalten.

– DR. HARISCHANDRA KAVIRATNA, *Ceylon*

Zuaallererst muß der Mensch lernen, die Welt nicht zu beachten, sie muß ihm sogar gleichgültig sein; dann erst kann er lernen, Ehrfurcht vor ihr zu empfinden und in ihr und für sie zu arbeiten.

– THOMAS CARLYLE

Über die Bestimmung der Seele

1. Teil

Es gibt eine unvergängliche Weisheit der Seele. Zu allen Zeiten gab es Menschen, die versuchten, diese Weisheit zu finden und danach zu leben. Manchmal stehen diese Menschen auf einsamen Posten, als Wächter des Lichts; ein anderes Mal treten sie in Gruppen auf, als wahrhafte Leuchten, die den Horizont der menschlichen Erfahrung durch ihre ernsthaften Bemühungen erhellen. Eine solche Gruppe bildeten im 17. Jahrhundert die Cambridge-Platoniker. Ursprünglich waren sie aus den rebellierenden jungen Menschen hervorgegangen, die an der Universität studierten und keinerlei Formen eines autoritären Systems dulden wollten, ganz gleich, ob es sich dabei um Hobbes oder Calvin handelte. Sie waren der Meinung, daß kein Dogma, weder staatlicher noch kirchlicher Prägung, die innewohnende Freiheit des Menschen, den für ihn bestgeeigneten Weg zu wählen, beeinträchtigen dürfe. Obleich dem christlichen Gedankengut treu ergeben, waren sie doch von den Lehren des Pythagoras und Plato und auch von der Kabbalah zutiefst beeinflusst. Diese Lehren waren während der Renaissance wieder einmal in den Vordergrund gestellt worden.

Herrn Professor F. S. Darrows Nachforschung liefert einen weiteren Beweis dafür, daß es in jedem Jahrhundert Menschen gibt, die die heilige Flamme der Wahrheit am Leben erhalten.

– Der Herausgeber

WAS EINEN Anfang hat, muß auch ein Ende haben. Die Eiche kann jahrhundertlang leben, der Schmetterling nur wenige Tage oder Stunden, aber beide müssen sterben. Wenn die Seele auch geboren worden wäre, dann müßte sie beim Tode, oder früher oder später nach dem Tode des Körpers ebenfalls sterben. Diese strenge Logik läßt keine andere Schlußfolgerung zu, denn daß nur ein Teil sterben muß und der andere nicht, ist bei logischer Betrachtung absurd. Eine endlose Existenz der

Seele nach dem Tode ist nur denkbar, wenn sie auch schon vorher ewig bestanden hat.

Das bedeutet nicht, daß die Seele ihre Identität ändert. Der Teil des Menschen, der sich selbst als *Ich* betrachtet, ist derselbe, ob in diesem oder in einem anderen menschlichen Vehikel; so wie der Tischler derselbe bleibt, ob er einen Hobel, einen Hammer oder eine Säge verwendet. Das gleiche gilt für den Körper, in dem das *Ich* zeitweise wohnt; er ist nur Werkzeug, nicht das Ich selbst.

Es ist wohl kaum notwendig zu erwähnen, daß das *nichts* mit Transmigration von Seelen in Tierkörper zu tun hat. Dieser Irrtum wird zwar hin und wieder verbreitet, er ist aber so unglaubwürdig, daß heute kaum jemand durch eine derart falsche Darstellung in die Irre geführt werden könnte. Es ist eine naturbedingte Tatsache, daß eine Seele, die einmal einen menschlichen Körper bewohnt hat, in gewissen Abständen immer wieder einen menschlichen Körper bewohnen wird, und zwar so lange, bis sie für eine höhere Form der Existenz vorbereitet ist, nachdem sie alles gelernt hat, was an menschlicher Erfahrung zu gewinnen möglich war.

Wenn man überzeugt ist, daß die Seele immer wieder in eine menschliche Form verkörpert wird, dann werden auch die scheinbaren Widersprüche des Lebens aufgehoben. Umgebung und Erbanlagen werden genau als das erkannt, was sie sind: die Ergebnisse der früheren Lebensweise der Seele, und somit verdient und am besten geeignet für neue Erfahrungen. Freude und Schmerz werden nicht willkürlich oder zufällig verliehen, denn jetzt und immer regiert nur Gerechtigkeit.

Wir wollen nun unsere Aufmerksamkeit auf das England vor ca. 300 Jahren lenken – auf eine Gruppe von Denkern, die als Cambridge - Platoniker bezeichnet werden –, denn der Zweck unserer Darlegungen liegt darin, einige der goldenen Fäden der Weisheitslehre aufzugreifen, soweit sie in dem Gewirr des damaligen englischen Gedankengutes aufgespürt werden können. Diese Fäden sind aus seltenen und unschätzbar alten Büchern

gesammelt worden. Die Schwierigkeit bestand dabei darin, daß man nicht wußte, welche man aus diesem überwältigenden Reichtum leuchtender Schönheit auswählen sollte. Es lohnt sich aber bestimmt, die Theosophie eines Joseph Glanvil, Rektor von Bath und Kaplan im Dienste Seiner Majestät, Charles II.; eines Dr. Ralph Cudworth, Rektor von Christ's College; eines Dr. George Rust, Lord-Bischof von Dromore im Königreich Irland; des Gelehrten Dr. Thomas Burnet, Master of Charterhouse; eines John Norris, Rektor von Bemerton bei Sarum und Mitglied von All Soul's College in Oxford; und der Lady Anne, Vicomtesse Conway, zu studieren.

Etwa im Jahre 1660 schreibt James Glanvil in einem Brief an Richard Baxter: "Die Lehre von der Präexistenz ist überhaupt nichts Neues; man muß sie vielmehr als eine der ältesten Anschauungen der Welt ansehen." *)

Ähnliche Bedeutung hat die Aussage von Dr. Thomas Burnet. Er meint:

Auch wenn wir nicht mit Sicherheit sagen können, unter welchen Umständen menschliche Seelen zuerst in Erscheinung traten, so war sich dennoch das gesamte Altertum im Osten wie im Westen in bezug auf ihre Präexistenz im allgemeinen und im Hinblick auf die sterblichen Körper einig. Auch unser Erlöser tadelt oder berichtigt die Juden nie, wenn sie davon sprechen (Lukas, IX, 18 – 19; Johannes IX). . . Die Lehre von der Präexistenz und Wiederkehr (oder Wiedergeburt) der Seelen . . . war so alt und universal, wie keine sonst, denn sie war nicht nur im ganzen Osten, sondern auch im Westen weit verbreitet. . . Ich meine, diese Lehre ist auf der ganzen Welt immer mehr verbreitet, als wäre sie ohne Vater, ohne Mutter und ohne daß jemand ihre Herkunft wüßte, als wäre sie vom Himmel gesandt worden. **)

*) Das Original wird in der Baxter-Sammlung der Dr. William's Library, London, England, aufbewahrt (*Letters*, Vol. I, No. 29, 16.1.), und der Brief wurde in der *Bibliotheca Platonica*, Osceola, Missouri, veröffentlicht, herausgegeben von Thomas Johnson, Mai-Juni 1890, I, Seite 186-192.

***) *Sacred Theory of the Earth*, London, 1726, II., Viertes Buch, Vorwort. *Doctrina Antiqua de rerum originibus*, etc., ins Englische übersetzt von Mr. Mead und Mr. Foxton, London, 1736, Kap. XIV, Seite 239. (Dieses letztere Werk ist eine englische Übersetzung von Dr. Burnet's *Archaeologiae Philosophicae*, Band I.)

Von diesen Autoren des siebzehnten Jahrhunderts wurde das Alter und die Universalität der Lehren über die Natur und die Bestimmung der menschlichen Seele klar erkannt. Wir aber müssen uns mit einigen wenigen Hinweisen zufrieden geben, die in der Hauptsache von den zwei hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Gruppe stammen, nämlich von Dr. Henry More, dem verehrten Leiter der Cambridge – Platoniker, und Baron Francis van Helmont, der, obgleich gebürtiger Holländer, dennoch einen großen Teil seines Lebens in England verbrachte. Dr. More sagt:

Die Konsequenz, die sich aus der Präexistenz unserer Seele ergibt, ist vernunftgemäßer als irgendeine andere Hypothese und wurde von den gelehrtesten Philosophen aller Zeitalter akzeptiert . . . und da diese Hypothese an sich rational ist, hat sie die Zustimmung aller bekannten und unbekanntenen Philosophen gefunden, die glauben, daß die Seele des Menschen nicht an den Körper gebunden und unsterblich ist. . . . Wir können auf der ganzen Welt unsere Blicke hinwenden wohin wir wollen; dort, wo Weisheit und Gelehrsamkeit hochangeschrieben waren, findet man unter den Weisesten dieser Nationen die Verfechter dieser Überzeugung . . . , denn die Hypothese der Präexistenz der Seele wurde von den wachsten Denkern der Welt als Vision der Wahrheit betrachtet. . . . Und sollte Zeugnis darüber verlangt werden, so kann man versichert sein, daß es keinen Philosophen gab, für den die Seele nicht spirituell und unsterblich war und der nicht gleichzeitig glaubte, daß sie tatsächlich schon vorher existiert hatte. *)

Dr. Henry More wurde 1614 in Grantham in Lincolnshire geboren und kurz bevor Milton seinen M.A. (Magister der freien Künste) absolvierte, im Jahre 1631 in das Christ's College, Cambridge, aufgenommen. Nachdem er das Bakkalaurat erworben hatte, wurde More Mitglied seiner Alma Mater und blieb es bis zum Tode im Jahre 1687. Er wurde allgemein verehrt. Sein edler Charakter und seine große Gelehrsamkeit trugen ihm allgemeine Hochschätzung ein. Ihm zu Ehren wurde von dem einfallreichen und gelehrten John Norris folgende Ode verfaßt:

Während die meisten nach Anerkennung trachten,
oder gierigen Herzens größeres Glück finden möchten,
war Wissen schon immer der größte Schatz der Gesegneten,
Wissen, der höchste Wunsch des Weisen, war auch Deine Wahl; . . .

*) *Immortality of the Soul (Unsterblichkeit der Seele)*, II, 12, I. Aufl., London 1659, Seite 240, 245-246. *Divine Dialogues (Religiöse Gespräche)*, III, 31, 2. Ausg., London, 1713, Seite 261, 263.

In den zahlreichen Werken Dr. More's sind mehrfach Hinweise und Argumente für die Präexistenz der menschlichen Seele enthalten. In seinen *Divine Dialogues* (Religiöse Gespräche) berichtet er in einzigartig schöner Sprache und Darstellung von einem Traum, in dem er die zwei Schlüssel der Vorsehung gesehen hatte, den einen aus Silber und den anderen aus Gold. Als er darüber nachdachte, zu welchem Schatz sie wohl führen könnten, entdeckte er, daß die Schlüssel selbst Schätze darstellten und jeder Schatz wiederum ein Schlüssel war.



HENRY MORE

Beide waren über und über mit einem Durcheinander von Buchstaben bedeckt. Richtig angeordnet, bildeten diese jedoch das Motto, das den Schlüssel für den Schlüssel ergab.

Jetzt konnte er den silbernen Schlüssel enträtseln, indem er folgenden Satz bildete: *Claude fenestras, ut luceat domus* ("Schließe die Fenster, damit das Licht im Innern scheinen kann") – mit anderen Worten: Höre auf, Dich mit dem Lärm und der Geschäftigkeit der äußeren Welt zu befassen, damit die leise Stimme der Seele im Innern gehört werden kann. Als nächstes zog er am Griff des Schlüssels, worauf aus dem Innern eine silberne Hülse zum Vorschein kam, in der sich ein Pergament befand, auf dem die Worte zu lesen waren: *Die wahre Darstellung der Welt.*

Nachdem es ihm so gelungen war, den ersten Schatz zu erschließen, war er um so mehr bemüht, den anderen zu untersuchen. Für diesen lautete das Motto: *Amor dei lux animae* ("die

Liebe Gottes ist das Licht der Seele"). Darauf zog er an beiden Enden des goldenen Schlüssels und fand ein weiteres Pergament, "das war noch großartiger, da es mit einem Blumendessin in Gold, Zinnober und Blau reich verziert war." Darauf waren die folgenden zwölf Sätze "mit goldenen Buchstaben geschrieben."

"1. Das Maß der Vorsehung ist die göttliche Güte, die außer sich selbst keine Grenzen hat und unendlich ist.

"2. Der Faden der Zeit und die Ausdehnung des Universums, dieselbe Hand ließ das Eine ablaufen und breitete das Andere aus.

"3. Finsternis und Unendlichkeit waren vor dem Licht, und die Sonnen oder Sterne vor jedem Dunkel und jedem Schatten.

"4. Alle geistigen Intelligenzen, die es je gab, die je sind oder sein werden, traten mit dem Licht in Erscheinung, und sie frohlockten zusammen vor Gott am Beginn der Schöpfung.

"5. Bei der Unendlichkeit der Myriaden freier Intelligenzen, welche die Gestalter ihres eigenen Schicksals waren, wäre es ein Wunder, wenn sie alle denselben Weg eingeschlagen hätten: und deshalb vermählte sich die Sünde im Laufe der Zeit mit der Verständnislosigkeit.

"6. So wie das Licht die Schatten beseitigt, so werden die Bereiche der Sünde und des Elends von den Bereichen der Glückseligkeit überwältigt."

"An diese sechs", sagte er, "kann ich mich genau erinnern, doch als ich weiter forschend meine Augen auf alle zwölf richtete, verschwanden die silbernen und goldenen Schlüssel und das wertvolle Pergament plötzlich. . . . Aber vor meinem geistigen Auge sehe ich am hellichten Tage die Logik dieser Hypothese, daß nämlich *die Seelen der Menschen existierten, bevor sie in die irdischen Körper eintraten.*" *)

*) Divine Dialogues, III., 27-29, 31, 2. Ausgabe, London, 1713, Seite 247-255, 264.

Ein vollständiger Gesang von Dr. More's *Philosophical Poems* *) ist demselben Thema, der Präexistenz der Seele, gewidmet. Daraus wurden die nachfolgenden Strophen entnommen. Auf folgende Punkte ist dabei besonders zu achten: *Aread* (im älteren Englisch) ist ein Verbum mit der Bedeutung auslegen, interpretieren; *Plotin* ist der große Theosoph des Altertums und der spätere Platoniker, Plotinus.

Das einfache Gute ist das platonische Absolute. *Aeon* ist die Ewigkeit, und *Psyche* die Weltseele, während *Rhea* die große Mutter Natur darstellt, und die *Satyre* und *Pan* die materiellen Kräfte, und *Jupiter* die Gottheit bedeuten.

Die Präexistenz menschlicher Seelen möcht ich besingen
und in Erinnerung alles nochmals schnell durchleben,
was vergangen, seitdem wir alle begannen.

Doch zu schwach ist mein Verstand, um genau zu prüfen,
zu tief das Problem, und meine Sinne reichen nicht aus,
um eine derart dunkle Sache zu klären.

Nur Du kannst das, der Du größer bist als ein Mensch!
Du heilige Seele des teuren Plotin, sag' uns,
was wir Sterblichen sind und was einst wir waren.

Ein Funke oder ein Strahl der Göttlichkeit,
umhüllt von irdischem Nebel, gekleider in Lehm,
ein kostbarer Tropfen aus der Ewigkeit,
auf die Erde geworfen oder eher verworfen.
Denn gefallen sind wir, als wir anfänglich heimlich
versuchten, aus uns selbst heraus etwas zu sein,
und unser Selbst von unserer großen Heimat entfernten.
Leichtgläubig wähten wir, es sei die neue Freiheit
und betrachteten unser kleines Selbst mit Freude.

Von da an glaubten wir, unser kleines Selbst sei etwas,
das getrennt neben dem Göttlichen bestehen könnte,
und als erstes losgelöst von dem schlichten Guten
(dem platonischen Absoluten) und dann
von dem großen Aeon (Ewigkeit), später von der Psyche
(Weltseele) frei, verfielen wir der primitiven Phantasie,
sanken danach in leibliches Bewußtsein, und nachdem das
Bewußtsein eingeschlossen war wie in einem Baum

*) *Philosophical Poems* (Philosophische Gedichte), Cambridge, 1647: *Prae-existency of the Soul* (Präexistenz der Seele), Strophe 2-7, 95, 98, 100, Seite 255-257, 279-280.

(zuerst ins Erdreich gesät und dann, diesem entwachsen),
führten wir ein vergängliches, nun todbringendem
Einfluß unterworfenenes Leben.

So nach den eigenen, uns eng vertrauten Zentren
und der entsprechenden Substanz tastend,
wurde es eng und dunkel um uns,
wir wurden aufgeschluckt vom irdischen Leben.
Was wir früher waren, konnten wir durch unsere Unwissenheit
nicht mehr feststellen.

So wie ein edles Kind vom Schicksal oder Freunden
schlecht behandelt, der Obhut der Unedlen überlassen bleibt;
zum Mann erwachsen, kann auch er die wahre Abstammung
nicht entdecken. . . .

So können wir, als fremde Infanten anderswo geboren,
gar nicht ahnen, aus welcher Quelle wir entstammen,
noch wagen wir, die niedere Verwandtschaft zu verachten,
oder etwas höherzusteigen von hienieden,
noch danach zu streben, unsere Abstammung wiederzuerkennen;
nicht einmal träumen können wir davon,
daß einst von andrer Art wir waren,
da wir, auf Rheas Knie genährt, größer wurden und
in den Armen Satyrs mit viel Spaß und Spott oft tanzten.
Der haarige Pan hat unsere Wiege oft geschaukelt.

Doch weder Pan noch Rhea sind unsere Eltern;
Abkömmlinge sind wir des allsehenden Jupiters . . .

Daher entstand des Menschen Seele nicht durch Schöpfung,
noch wurde sie erzeugt, wie ich zuvor bewies.
Hingegen entstand sie durch Emanation. . . .

Herausgeflossen ist sie aus dem ew'gen Vorrat von
Leben und Seelen, genannt die Welt des Lebens,
die ewig war und ewig sein wird.

. . . . Aber wenn, zugegebenermaßen,
eine Präexistenz von Seelen vorhanden war
und die Wiederkehr entsprechend in periodischem Turnus
vor sich geht, dann würde dieser Ablauf alle
Schwierigkeiten mit Leichtigkeit beseitigen.

. . . . Denn Geburt ist Tod, und Tod ist Leben und Freiheit.

— F.S. DARROW, PH.D.

(Fortsetzung folgt)

*Strebe nach Weisheit, durch Dienen,
durch eifriges Suchen, durch Fragen
und durch Demut.*

– Bhagavad-Gītā

Mehr Dinge zwischen Himmel und Erde

IMMER gegen Ende eines Jahrhunderts lüften sich ein wenig die Schleier, die vieles in der Natur verbergen. Dadurch wird auch das Interesse an psychischen Phänomenen und religiösem Mystizismus größer. Unser technisches Zeitalter macht darin keine Ausnahme; es liefert nur zusätzliche Hilfsmittel für Neuentdeckungen, so daß auch der größte Materialist parapsychische Forschungen betreiben kann, ohne seine Überzeugungen aufgeben zu müssen. Viele Wissenschaftler studieren heute Metaphysik als Erweiterung der Physik und lernen viele Dinge, die zwar nicht neu sind, aber lange Zeit in Mißkredit geraten waren.

Dieses vermehrte Wissen kann zu größerem Verständnis führen und auf vielen Gebieten Segnungen für die ganze Menschheit bringen. Die Nutzenanwendung birgt aber auch mächtige Gefahren und kann den menschlichen Fortschritt ernstlich hemmen.

Es wird allgemein angenommen, daß alles Nichtphysische höherstehend oder sogar spirituell sein muß, aber das ist ein Trugschluß. Unser physischer Globus wird von Schichten umgeben und durchdrungen, deren Substanz entweder zu fein oder zu grob ist, um von unseren Sinnen wahrgenommen zu werden. Beschwörungen der Geister aus den niedrigeren Bereichen der Materie, der Schattenseite der Natur, werden neben wirklichen Inspirationen als "Geisteswissenschaft" bezeichnet; die sich auflösenden Phantome der Toten werden "Geister" genannt, und nach allen möglichen ungewöhnlichen Begebenheiten wird gesucht, ohne zu berücksichtigen, wodurch sie entstanden sind,

obgleich die ganze Art dieser Ereignisse meist eine erhabene Quelle vermissen läßt. Sie kommen meist aus dem *Unterbewußten*, dem, was *unterhalb* der Bewußtseinsebene liegt, und sollten nicht mit den erhabenen und veredelnden intuitiven Eingebungen des höheren Bewußtseins verwechselt werden.

Anomale Fähigkeiten der Sinneswahrnehmung und alles, was damit zusammenhängt, ist nicht mehr eine Frage des Glaubens oder Unglaubens. Dieses Stadium ist längst vorbei. Es obliegt vielmehr der Beurteilung und der Wahl unseres wachsenden Erkenntnisvermögens, ob wir uns damit befassen wollen oder nicht. Wie die nuklearen Projekte (denen ebenfalls eine Menge Skeptizismus entgegengebracht wurde), können auch die unsichtbaren Kräfte der Natur für zerstörende oder aufbauende Zwecke verwendet werden. Es hängt nur davon ab, ob sie schlechten und eigennützligen oder edlen und großherzigen Motiven dienen. Diese Forschungen werden nicht mehr nur zum Zeitvertreib, um damit die Neugierde zu erregen, betrieben. Sie öffnen Tore, die nicht mehr geschlossen werden können, und eine ganze Pandorabüchse voller doppelwertiger Gaben strömt in eine Welt, die schlecht vorbereitet ist, diese Reichtümer zu gebrauchen.

Über den Platz, den der Mensch im universalen Organismus einnimmt, besteht heute eine völlig neue Anschauung, die eine gründliche Überprüfung der Stellungnahme erfordert, denn diese Entdeckungen stellen das menschliche Wesen als pulsierendes Kraftfeld dar, das gegenseitig aufeinander einwirkt und selbst wiederum durch das schwache Kraftfeld der Erde, durch die Energiefelder, die die Sonne, den Mond und andere Körper im Weltall umgeben, beeinflusst wird. Die Sonnenflecken und die Mondphasen haben sogar einen sehr großen Einfluß auf den Menschen. Vor vielen Jahren hat ein Wissenschaftler, der mit an der Spitze aller Denker steht, erklärt, jede Wesenheit sei von ihrem eigenen Magnetfeld, das sich in der Regel unbegrenzt ausdehnt, umgeben. Außer den Strömen des Nervensystems und anderer physischer Systeme, die durch den Menschen fließen, gibt es noch etliche, die weder elektrisch noch magnetisch sind,

von denen man aber inzwischen weiß, daß einige mit Hautstellen verbunden sind, die in der alten medizinischen Kunst der Akupunktur Chinas eine Rolle spielten. Dieser Heilmethode wird heute wieder viel Aufmerksamkeit geschenkt. Es ist ein kompliziertes Fachgebiet, denn es erfordert die Kenntnis von über 700 kleinen Punkten auf der Haut, die irgendwie mit verschiedenen Organen und auch untereinander verbunden sind. Seltsamerweise kennen aber die Praktiker, die diese Kunst ausüben, noch gar nicht das Grundprinzip, das die Wirkung verursacht.

Ein anderes Stiefkind der Wissenschaft, das wieder zu Ehren gekommen ist und nun als wissenschaftlicher Beruf anerkannt wird, ist Radiästhesie oder das Suchen mit der Wünschelrute. Hierbei werden unterirdisches Wasser und Minerale mit einer Wünschelrute ausfindig gemacht. Es wurde dabei festgestellt, daß das menschliche Kraftfeld die Reaktion im Indikator oder in der Rute auslöst und daß es weder durch Glas noch durch Gummi isoliert werden kann.

Ein weiteres Gebiet, das auch wohlverdiente Beachtung erhält, ist die Entwicklung des Blind-Sehens. Es gibt einige Menschen, die die angeborene Fähigkeit besitzen, ohne direkte Berührung Farben und Formen durch die Haut wahrzunehmen. Vor mehreren Jahren berichteten die Zeitungen über ein Institut, wo Blinde ausgebildet wurden, vermittels einer sogenannten "Gesichtsvision" Hindernisse und Gegenstände zu erfühlen. Heute lehrt man Kinder mit vermindertem Sehvermögen, ihre Fingerspitzen zum "lesen" geschriebener Texte zu benutzen. Dabei ist ihnen ein schwach positiver Strom behilflich – eine Verbesserung des Reichenbachschen Experiments, das vor hundert Jahren durchgeführt wurde.

In Südrußland machte Semyon Kirlian, ein Elektrotechniker, eine bemerkenswerte Entdeckung, die für Medizin und Landwirtschaft von Nutzen sein könnte. Durch Zufall fand er, wie man die "Biolumineszenz", die alle lebende Materie wie eine Sonnenkorona umgibt, photographieren kann. Er photographierte seine eigene Hand in einem elektrischen Feld mit hoher Frequenz. Sie sah aus wie

die Milchstraße am nächtlichen Sternenhimmel. Vor einem Hintergrunde von Blau und Gold fand in der Hand etwas statt, das einem Feuerwerk ähnelte. . . .*

Bei weiterem Experimentieren mit einer metallenen Münze konnte man sehen, daß diese von völlig gleichmäßigem Glanz umgeben war, während ein frisches Blatt ein wundervolles Schauspiel pulsierender Funken und flackernden Lichtes bot. Wenn das Blatt verwelkt, lassen die Lichter nach, bis die Energieimpulse ganz sterben. Groß war das Erstaunen, als man entdeckte, daß ein Blatt von einer kranken Pflanze, die bald eingehen mußte, ein ganz anderes Bild ergab als ein anscheinend gleiches Blatt von einer gesunden Pflanze, obgleich bei der sterbenden Pflanze *noch kein physisches Zeichen von Krankheit zu erkennen war*. Kirlian und seine Frau waren überrascht, beim Menschen das gleiche zu finden. Auch da zeigt der "Astralkörper" (ein Modellkörper aus feinem Material, nach dem sich der physische Körper gestaltet) Krankheit an, bevor die Symptome dafür erscheinen:

Es war, als hätten alle lebenden Dinge zwei Körper. . . . Der Energiekörper schien nicht nur eine Ausstrahlung des physischen Körpers zu sein. Allem Anschein nach spiegelte der Körper irgendwie nur das wider, was im Energiekörper vor sich ging. * (ebenda)

Die natürliche Folgerung der Kirlianschen Photographie war die Möglichkeit, sie bei der Diagnose einzusetzen. Man hatte inzwischen erkannt, daß die Anfälligkeit des Körpers für Krankheiten erheblich von den Gemütseregungen abhängt. Daher eröffnet diese Photographie für neuere Methoden in der Medizin eine vielversprechende Zukunft. Es war festgestellt worden, daß, wenn die schützenden weißen Blutkörperchen im Blutstrom auf positive oder negative Erregungen sich im richtigen Verhältnis verändern, der Körper günstig oder ungünstig reagiert. Die Anfälligkeit für Krankheit kann daher auf eine negative Einstellung der Gedanken und des Gemüts zurückgeführt werden. Es

* PSI Die Geheimformel des Ostblocks für die wissenschaftliche Erforschung und praktische Nutzung übersinnlicher Kräfte des Geistes und der Seele. Von Sheila Ostrander und Lynn Schroeder, Scherz Verlag Bern und München.

besteht daher kein Zweifel, daß der Mensch für Folgen verantwortlich sein kann – und ist –, die sich früher oder später auf der sichtbaren Ebene auswirken: vielleicht nicht im gleichen Leben, in dem die Ursache geschaffen wurde: Charaktersamen können nämlich auch Zeitalter lang schlummern, bevor sie in der richtigen Umgebung keimen. Nur so können die unbegreiflichen Ungerechtigkeiten im Leben einzelner Menschen in einem sonst so peinlich genau im richtigen Verhältnis gestalteten Universum erklärt werden, denn letztlich gibt es Ungerechtigkeit überhaupt nicht. Seit den Experimenten Backsters mit Pflanzen und mit dem Polygraphen * besteht kein Zweifel mehr, daß es Verbindungskanäle gibt, die alle Organismen in der Natur miteinander verbinden. Alle Wesen sind überall, selbst auf der sichtbaren Ebene, miteinander verbunden, woraus zu schlußfolgern ist, daß die unsichtbaren Bereiche, ob gröber oder feiner, ein Teil von ebendemselben System sein müssen, dessen Zirkulationen wir gerade zu erforschen angefangen haben. Dadurch, daß wir mehr über die uns umgebenden Welten in Erfahrung bringen, dringen wir in bisher von der modernen Wissenschaft unbeachtete Dinge ein, die aber einen wesentlichen Teil des Gesamtwissens bilden. Damit soll jedoch keineswegs gesagt werden, daß die zu diesen neuen Forschungsgebieten in Beziehung stehenden Praktiken notwendig oder gar empfehlenswert sind, denn

ein Studium der psychischen Praktiken und Phänomene ist ein Studium der niederen Bereiche des menschlichen Bewußtseins. Bei diesem Studium lernt man jedoch keine erhabenen Wahrheiten der Natur. Es entsteht daraus auch kein nachhaltiger Nutzen, weder für den einzelnen noch für die menschliche Rasse.

– G. von Purucker, *Studies in Occult Philosophy*

Die neuen Gebiete der Wissenschaft eröffnen ungeheure Möglichkeiten für Gutes und Böses, und die Wissenschaftler tragen dabei eine ernste Verantwortung, denn sie bestimmen das Tempo und schaffen die Gedankenatmosphäre, in der die Bevölkerung in den kommenden Jahrhunderten ihren Weg zum Guten oder zum Bösen gehen wird.

* Siehe SUNRISE, Heft 3/1971 (deutsche Ausgabe); ebenso *The Wall Street Journal*, February 2, 1972.

Durch unsere Anstrengung, die Ökologie des Planeten wieder in Ordnung zu bringen, wird es immer klarer, daß nichts gewonnen werden kann, wenn wir weiterhin fortfahren, in unserer Kurzsichtigkeit die Umwelt auszuplündern. Wenn wir das System gesund erhalten wollen, so müssen wir unsere persönlichen Vorurteile, die Vergnügungen und den momentanen Profit opfern. Dazu gehört natürlich, daß wir es uns auch nicht leisten können, die wahrhaft gewaltigen Kräfte, die dem Menschen in den weniger greifbaren Gebieten zur Verfügung stehen, zu mißbrauchen. Der Mensch ist ein zusammengesetztes Wesen und übt seine Funktionen auf vielen Ebenen des planetarischen Lebens aus. Ein selbstsüchtiges Motiv schränkt den Kraftstrom ein, trennt und isoliert das Einzelwesen von den übrigen und vernichtet es schließlich; während Altruismus für die Veredelung des Ganzen arbeitet und für jeden seiner Teile von Nutzen ist.

Es ist nicht das erste Mal in der Geschichte, daß übernatürliche Vorkommnisse öffentliches Interesse erwecken. Richtig ist vielmehr, daß zu allen Zeiten die Menschen sich verleiten ließen, den Faszinationen der Kräfte und Dinge nachzujagen, die jenseits der physischen Materie lagen, wobei sie die Warnungen, die von den Pionieren der praktischen Lebensweisheit immer wieder gegeben wurden, ignorierten. Andererseits wurde aber auch die menschliche Natur vielleicht noch nie so vereinfacht dargestellt wie heute. Während im alten Indien der Mensch noch aus "neunundvierzig Feuern" bestand und in vielen Schulen die siebenfache Konstitution des Menschen gelehrt wurde, andere wiederum von der vierfachen und Paulus von der dreifachen Konstitution sprachen, besteht nach der heutigen allgemeinen Anschauung der Mensch nur aus "Seele und Körper" oder sogar nur aus dem Körper. Somit wurde der Mensch nach und nach dessen beraubt, was in seiner Zusammensetzung das wesentlich Menschliche ist. Die Denker der Vergangenheit erkannten die Abstufungen zwischen der göttlichen Essenz des Menschen und seiner animalischen Seele, zwischen dem Geist der Universalnatur und den niederen Bereichen der *anima mundi* oder dem "Astrallicht." Die Griechen unterschieden zwischen *Nous* und *Psyche*, eine Unterscheidung, die in das christliche Denken übernommen wurde,

bis sie durch den Mangel an Verständnis so verschwommen wurde, daß sie für jeden praktischen Zweck wertlos ist.

Die Menschheit wurde oftmals davor gewarnt, ihre Zeit und Anstrengung für die Täuschungen des Psychismus zu verschwenden, obwohl es einen Weg gibt, auf dem die Erkenntniskraft immer weiter entwickelt und die Wahrheit immer besser erkannt werden. Das ist der natürliche Weg des evolutionären Wachstums des Menschen. Er verlangt:

höchste Ethik; reinste Moral; ein Herz, das von allem selbstsüchtigen Verlangen reingewaschen ist; ein Leben, das der Dienstleistung für alle Geschöpfe im Universum und für alles, was lebt, geweiht ist, wobei eine sich beständig erweiternde Intelligenz erforderlich ist.

— G. von Purucker, *Studies in Occult Philosophy*

Das ist sicherlich kein leichter Weg, denn hier gibt es keinen persönlichen Ruhm, nicht einmal Anerkennung. Doch das hat nichts zu sagen; diese Dinge sind vergänglich und nur ein Hindernis für den, der der Schale des Ichs entwachsen möchte und versucht, in die unpersönliche Selbstheit des Allseins hineinzuwachsen; denn wer diesen Pfad betritt, kennt die unerforschliche Freude des Einswerdens mit den segensreichen Kräften der Natur, die in ihrer Erscheinungsform die "Liebe, die die Welt in Ordnung hält", einschließen und die Sphären im Gleichgewicht halten.

Es besteht die berechtigte Hoffnung, daß in Zukunft Wissenschaftler aller Nationen, die sich dem Wohle aller widmen wollen, gemeinsam vorgehen werden. Sie könnten dabei ihr Können und Wissen dafür einsetzen, daß die Harmonie unseres Ökosystems in seiner spirituell-materiellen Ganzheit aufrecht erhalten wird, indem sie ihre persönlichen Interessen unberücksichtigt lassen. Damit würden sie sich selbst unmittelbar in die Reihen der schöpferischen Kräfte stellen, die für die Gesetze der Natur und des Universums tätig sind. Dann wird die Zeit gekommen sein, wo *alle* jetzt noch schlummernden Kräfte der menschlichen Konstitution bekannt sein werden und, gelenkt vom unpersönlichen Innersten des Menschen, das eins ist mit dem Herzen des Universums, angewandt werden.

— ELSA-BRITA TITCHENELL

Die esoterische Bedeutung der Osterzeit

JEDES große mystische Ereignis der alten Religionen und Philosophien wurde durch ein Fest in Erinnerung gehalten – im alten Sinne des Wortes –, mit einem Festtag, wie dem heutigen Ostern, dessen europäischer Vorläufer, von dem es abstammt, das *ôstarâ* oder *Êastre* war, wie es von verschiedenen Stämmen der frühen germanischen Bewohner Nordeuropas genannt wurde. In diesen Ländern war es Brauch, damit die Lebenskräfte zu preisen, die im Frühjahr am Werke sind, wenn neues Leben die Erde durchströmt und ihre Kinder beeinflusst, wenn die Bäume ausschlagen, die Blumen zu blühen beginnen und neue Hoffnung die Menschenherzen erfüllt.

Bei den nordeuropäischen Völkern war es Sitte, sich zum Osterfest gegenseitig Eier zu schenken. Warum? Mit Recht werden wir fragen: "Was in aller Welt haben gefärbte oder anderweitig verzierte Eier mit dem für einen strenggläubigen Christen so bedeutungsvollen Ereignis wie der Auferstehung seines Retters Jesus Christus, an die er doch glaubt, zu tun? In Wirklichkeit aber war das Osterfest in Europa ein heidnischer Brauch, lange bevor es von den Christen übernommen wurde.

Omne vivum ex ovo – "Alles Leben entsteht aus einem Ei" – sei es groß oder klein. Der gesamten Alten Welt war das Ei daher ein *Symbol* für das Wiedererwachen des Lebens. Bei dieser mystischen Vorstellung ging es um einen Keim, der von einem relativ unempfindlichen Gehäuse umschlossen ist. Doch dieser innere Keim ist ein lebendiges, wachsendes Wesen, das zu gegebener Zeit Form und Art des künftigen Individuums zum Ausdruck bringen wird. Und eines Tages, wenn die Schale zerbricht, wird das Wesen heraustreten – ein Vögelchen, ein Küken, ein Mensch (denn auch der menschliche Lebenskeim ist eine

Zelle, ein Ei). Ein Ei zu überreichen war daher eine symbolische Botschaft, die besagen sollte: "Bruder, mit dieser Gabe, dem Symbol des neuen, künftigen Lebens, hoffe ich, daß auch Du bald die Dich umgebende Schale des niederen Selbst, des persönlichen Menschen, durchbrichst und daß Du, wenn Du die Schale zerbrochen hast, als der Meister heraustreten kannst, als ein Wesen, das in der größeren Welt des Spirituellen zu leben vermag." Mystisch gesprochen, stellte das Ei die 'Geburt' des lebendigen Christus dar – seine Auferstehung aus dem Grab der Körperlichkeit.

Ostern wird indes allgemein als ein rein christliches Fest angesehen, in Erinnerung an die höchste Erfahrung – 'die Auferstehung von Jesus Christus'. Müssen wir nun annehmen, daß die rein theologische und einseitige Deutung eines wirklich herrlichen und wichtigen Ereignisses in der Geschichte des spirituellen Lebens der Menschheit die ganze Wahrheit ist? Nun, aber auch die theologische Auslegung enthält einen Funken Wahrheit, weil, wie bereits gesagt, jedem hohen Fest der großen religiösen und philosophischen Weltanschauungen der Menschheit eine esoterische Tatsache zugrunde liegt, die aus den *Mysteria*, wie die Griechen sie nannten, aus "den Mysterien" stammt.

Die herrliche Doktrin der Mysterien lehrte, daß es vier wichtige Jahreszeiten gibt, in welchen zu bestimmten, periodisch wiederkehrenden Zeiten die höchsten und edelsten Einweihungen stattfinden, die dem Menschen möglich sind. Diese vier Jahreszeiten sind jeweils die Tagundnachtgleichen im Frühjahr und Herbst und die Sonnenwenden im Winter und Sommer. Die Christen feiern noch zwei dieser Jahreszeiten – Weihnachten, ungefähr zur Wintersonnenwende, und Ostern, um die Zeit der Frühjahrs-Tagundnachtgleiche; das eine erinnert an die 'Geburt' ihres Retters Jesus und das andere an die 'Auferstehung'. Auch wenn diese beiden Worte 'Geburt' und 'Auferstehung' schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt der christlichen Kirchengeschichte mißverstanden wurden, so enthalten sie doch Grundtatsachen esoterischer Wahrheit, weil sie auf die Vorgänge hinweisen, die in den Einweihungskammern zur Wintersonnenwen-

de und zur Frühjahrs-Tagundnachtgleiche stattfinden.

Der Einweihungszyklus umfaßte den Jahresablauf als Symbol für den gesamten spirituellen, intellektuellen und physischen Lebenszyklus eines Menschen; denn zu diesen vier Kreuzpunkten, die, wie Plato sagte, 'das Kreuz des Universums' bilden, fanden die vier großen Einweihungszeremonien des menschlichen Lebens statt. Da war die 'Geburt', dann die 'Auferstehung' oder vielmehr die Evokation (Hervorrufung) des inneren Christus oder Meisters, was die mystische 'Jugend' bedeutete, und das erstere die mystische 'Geburt'. Als drittes kam die mystische 'Reife' oder das Erwachsensein. Damit begann für den Meister des Lebens ein aktiver und wirklich tatkräftiger Werdegang als Lehrer und Führer und Heiland unter den Menschen; und dann kam schließlich die letzte Periode, der Übergang in den großen Frieden.

Wenn diese Entscheidung getroffen und befolgt wurde, dann verließ der Meister oder Christus die Welt der Menschen für viele Zeitalter und ging in andere Sphären ein. Viele verzichteten auf diese vierte und höchste Initiation: Buddha-gleich in ihrer Liebe und ihrem Mitleid für die irrende Menschheit, blieben sie bei den Menschen, um ihnen zu helfen, um sie zu beschützen und sie zu belehren.

Die Einweihungsperiode zu Ostern während der Frühjahrs-Tagundnachtgleiche war die Zeit, in der ein Mensch – ein großer Mensch – nach Vorbereitung und Selbstzucht seine Persönlichkeit zurückließ, sie ablegte, wie man ein verbrauchtes, beschmutztes Gewand beiseite legt. Indem er sich aus dem Grab der persönlichen Selbstheit zu spiritueller Unpersönlichkeit erhob, wurde er mit seinem inneren Gott eins oder 'stieg zum Himmel empor', wie der mystische Ausdruck lautete: Er wurde mehr als ein Mensch, weil er dann ein Gottmensch oder ein menschlicher Gott wurde.

Durchschnittlich waren für diese kritische Prüfung drei Tage erforderlich. Der Aspirant, der auf dem Pfad bereits weit fortgeschritten war, wurde in die heilige Kammer geführt, auf

eine kreuzförmige Liegestatt gelegt – nicht angenagelt, nicht angebunden –, er lag in Trance, während sein inneres Wesen in die Unterwelt ging. Dann reiste er auf den Flügeln seines eigenen Geistes zu den Portalen der Sonne und kam voller Glorie zurück und erhob sich von dem kreuzförmigen Lager als Retter seiner Mitmenschen: Völlig ohne persönliche Bindung manifestierte er die Kräfte des inneren Gottes – ein Buddha, ein Christus!

In den verschiedenen Ländern gibt es unterschiedliche Beschreibungen dieser herrlichen inneren Erfahrungen. Vor zwei Tagen hörte ich mir den Vortrag eines Japaners an, eines geistreichen Mannes, der in seiner Rede einen Punkt mit einem Beispiel veranschaulichte – einem japanischen Gedicht. Ich will es wiederholen, wie ich es hörte; und dabei sollte man daran denken, daß die edelste Poesie oft ohne Reime ist, dafür aber Herz und Geist mehr anspricht, weil man sich dabei etwas vorstellen kann. Dieses Gedicht bestand nur aus drei Zeilen, neun Wörtern.

*Ein alter Teich –
ein Frosch springt –
ein großer Platsch.*

Sind diese wenigen Worte nicht höchst suggestiv? Keine unechte Verzierung, keine weitschweifige Ausschmückung, und trotzdem wird dem Geist des Hörers ein lebendiges, sprechendes, wirkliches Bild vermittelt. Jeder Mensch wird verzaubert, wenn er nach seinem eigenen Verständnis und seinem poetischen Gefühl den schönen Gedanken interpretiert.

„Was ist nun dieser alte Teich?“, fragte der Redner. „Er ist das geistige Leben“, erwiderte er, das herrliche Leben, das innere Leben, alt genannt, weil es seit Ewigkeit existiert. Es ist die Essenz der spirituellen Welt und wird Teich genannt, weil damit die gleiche Vorstellung verbunden ist, die die mystischen Denker anderer alten Völker hatten, wenn sie von den Wassern des Raumes sprachen. Und ein springender Frosch: Wie anschaulich ist das in seiner Einfachheit! Der Versuch

einer Deutung ist fast schon eine Entweihung. Der Frosch, der ins Wasser springt, wo er sich heimisch fühlt, ist der Mensch, der dorthin zurückkehren will, wohin er gehört – ins geistige Dasein, woher seine Seele stammt.

Ist nicht das der innere Kern der im Osterfest verkörperten Idee? Erhebt sich der Mensch nicht aus dem Materiellen und springt in das spirituelle Leben der Seele? Dort in der Tat ist die Auferstehung und das Leben!

– G. VON PURUCKER



NUN laß dich dieses eine nie beherrschen, daß du nur die eigne Meinung für die beste hältst. Denn wer nur Überlegung sich allein zutraut und Redegabe und Verstand wie keinem sonst, der zeigt sich bei genauerer Betrachtung – leer.

Doch daß ein Mann, wenn einer klug ist, vieles lernt und eifernd nie zu weit geht, ist wohl angebracht. Im Winter, wenn die Fluten schäumen, siehst du wie ein Baum, der schwank und biegsam ist, die Krone hält; wenn einer sich entgegenstemmt, so bricht er ab. Auch wenn ein Segler fest die mächtige Schote spannt und gar nicht nachgibt, wirft er bald sein Fahrzeug um, und umgestürzt, Kiel oben, segelt er dahin.

Nun gib du nach und wende deinen starren Sinn, denn traust du mir, dem Jüngling, etwas Einsicht zu, so höre mich: Wohl geb' ich dem den Vorzug, der für alle Dinge stets voll kluger Einsicht ist; wenn aber nicht – und meistens pflegt das nicht zu sein –, so ist es besser, wenn man gutem Rate folgt.

– SOPHOKLES, *Antigone*



